~~1734.876~~

51

51.

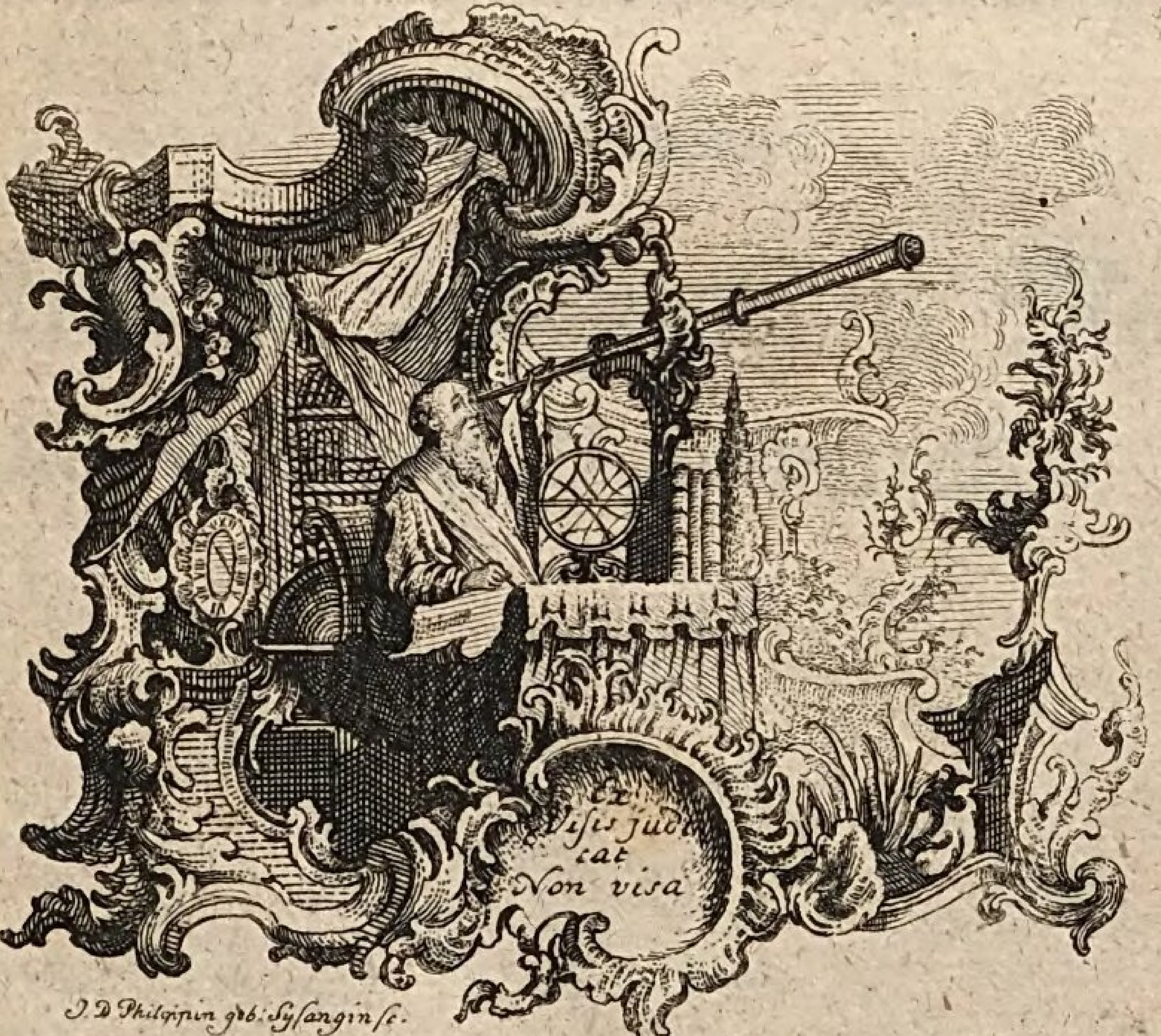
Coburger Landes-Bücherei

Vermischte Schriften

von

Abraham Gotthelf Kästner.

Zweyter Theil.



Altenburg
in der Richterischen Buchhandlung 1772.

Co[illegible]er
Landes-
Bücherei

Dem

Hochgebohrnen Freyherrn

Herrn

Benedix von Bremer

Königlich Großbritannischen

und

Churfürstlich Braunschweigischlüneburgischen

Hochbetrauten

Wirklichen Geheimden Rathe

und ältesten Kammerrathe

Meinem gnädigsten Herrn.

Hochgebohrner Freyherr
Gnädigster Herr

Daß ein Staatsmann sich von seinen Geschäften durch Lesung der alten Autoren erholt, das scheint vielen Gelehrten Etwas ganz auserordentliches, und mir ist es

nichts weiter als was sich sehr leicht erwarten läßt.

Schriftsteller, deren viele, selbst Schicksaale von Republiken lenkten, die alle die Welt kannten, für Höfe und für Nationen schrieben, die können meiner Einsicht nach, dem Gelehrten von Profeßion nicht so lehrreich und unterhaltend seyn, als demjenigen, der mit ihnen selbst, mit denen für welche sie schrieben, mehr Aehnlichkeit hat.

Wenn aber der Gelehrte, so viel der Unterschied der Umstände zuläßt, nach ihnen sich

zu bilden, bemüht gewesen ist, so darf ihn wohl bey seinen Bemühungen der Gedanke anfeuren, auch Leser zu haben wie die ihrigen waren, nicht nur am Range, sondern auch am Geschmacke.

Ich muß gestehen, daß dieser Gedanke in mir sehr lebhaft gewesen ist, wenn ich mir bey manchen Aufsätzen dieser Sammlung vorgestellt habe, daß ich einmal das Ganze Ew. Hochfreyherrl. Excellenz überreichen könnte, und daß ich mir für dasselbe den Beyfall nicht nur des Ministers, son-

dern auch des Freundes vom Horaz wün-

schen dürfte.

Ich verharre mit tiefster Devotion

Hochgebohrner Freyherr

Gnädigster Herr

Ew. Hochfreyherrlichen Excellenz

Göttingen

den 2. May 1772.

unterthänigstgehorsamster

Abraham Gotthelf Kästner.

Erinne-

Erinnerung.

Was man, zu diesem zweyten Theile vermischter Schriften, als den ersten anzusehen hat, ist bey eben dem Verleger; 1755 herausgekommen.

Diese Nachricht wird deßwegen nicht ganz überflüßig seyn, weil sonst, fleißige Schriftsteller die zweyten Theile geschwinder auf die ersten folgen lassen.

Auch ist mir sehr wahrscheinlich daß mancher Leser gegenwärtiger Sammlung, von jener ältern gar nichts wissen würde, wenn ich ihm nicht hier etwas davon sagte:

Denn in diesen siebenzehn Jahren, habe ich manchen Autor berühmt werden, und schon wieder vergessen gesehen. Göttingen; im May 1772.

Abraham Gotthelf Kästner.

Innhalt.

Innhalt.

Prosaische Aufsätze.

I. Ueber die Lehre der Schöpfung aus Nichts und derselben praktische Wichtigkeit. = S. 3
II. Ob die Physik Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit giebt? = = 16
III. Ueber Tychos de Brahe Wahlspruch. = 26
IV. Einladung zu einer öffentlichen Rede des Herrn v. Döring. = = 34
V. Gesinnungen eines deutschen Gelehrten bey der Erinnerung Sr. Excellenz des wohlseel. Premierministers v. Münchhausen. = 42

VI.

VI. Der Erinnerung Sr. Excell. des Wohlseel. Hrn. Cammerpräsidenten von Behr; als Oberältesten der kön. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gewidmet. . S. 49
VII. Ueber den Werth der Mathematik, wenn man sie als einen Zeitvertreib betrachtet. . 56
VIII. Betrachtungen über Gottscheds Charakter. 76
IX. Ueber die Verbindung der Mathematik und Naturlehre. . . . 87
X. Ueber den Gebrauch des mathematischen Geistes außer der Mathematik. . . 94
XI. Ueber sinnliche Wahrheit, und Erscheinung. 104
XII. Etwas zum Lobe St. Martins. . 115
XIII. Psychologische Anmerkungen über Blinde die ihr Gesicht bekommen haben. . 122
XIV. Anmerkungen über einige deutsche Wörter. 125
XV. Ein paar Anmerkungen aus der Heraldik. 133
XVI. Das Steckenpferd. . . 134
XVII. Exempel zum Steckenpferde. Wie man die Erdfläche für die Sineser abbilden muß. 135
XVIII. Ueber eine Stelle aus Lucas Cranachs Grabschrift. . . . 136

XIX.

XIX. Das schläfriche Annchen. = S. 136
XX. Die Erdschwämme. = = 137
XXI. Ueber die Vorsichtigkeit der englischen Jurisprudenz. = = = 138
XXII. Beweis daß die Astronomie tolerante Gesinnungen giebt. = = 139
XXIII. Die verlohrne Schraubenmutter. ebendas.
XXIV. Ueber den Anfang der Interpretation de la nature. = = = 140
XXV. Parallele zwischen dem Sokrates und mir. 141
XXVI. Arithmetische Anmerkung über eine Stelle aus dem Gil Blas de Santillane II. Buch 4. Cap. = = ebendas.
XXVII. Millionen und Myriaden. = 143
XXVIII. Astronomische Anmerkungen über ein paar Verse vom Voltäre. = = 144
XXIX. Moral aus der Geschichte der Infinitesimalrechnung. = = = 146
XXX. Der Berg im Sturme. = = 148
XXXI. Vom Stachelschweine. = = 149
XXXII. Der point d'honneur. = = 150

XXXIII.

XXXIII. Welche Thiere bekleidet sind? . S. 150
XXXIV. Nutzen des Prügelns. . . 151
XXXV. Die Tonne. . . ebendas.
XXXVI. Warum treiben die Gelehrten keine Handwerke? . . . 152
XXXVII. Dichterische Heyrathen. . ebendas.
XXXVIII. Die Aelster. . . 153
XXXIX. Ueber ein paar Grabmähler. . 154
XL. Worinnen mag König Alphons des Weisen Gotteslästerung bestanden haben. . 155
XLI. Wieviel ein Ritter im XVI. Jahrhunderte, mit seiner Rüstung gewogen hat. . 160
XLII. Ob Robinson Crusoe auch Robinson I. ist? 162
XLIII. Ein paar Beyspiele von Zerstreuung berühmter Gelehrten. . . 166
XLIV. Die Frage der Frau Magisterinn. . 168
XLV. Bewunderung eines französischen Parlamentsraths. . . . 169

Gedichte.

Gedichte.

I. Apolla und Bellona. Ein Göttergespräch. S. 173
II. An Ihro Durchlauchten dem Prinz Friedrich von Braunschweig-Lüneburg ꝛc. . 177
III. An Ihro Kön. Hoheit Herrn Eduard August Herzog zu York ꝛc. . . 178
IV. An des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Durchl. bey desselben Aufenthalte zu Göttingen. . . . 181
V. Cantate bey der Trauerfeyerlichkeit der Georg Augustus Universität über das Absterben ihres ersten Curators Sr. Excellenz des wohlseel. Premierministers Freyherrn v. Münchhausen. . . . 182
VI. Zwo Elegien. 185. 1) Auf meine seelige Ehegattinn. 189. 2) Abschied aus dem Zimmer, in welchem ich erzogen worden. 193
VII. Auf meinen seel. Vater. . . 197
VIII. An Herrn Hofrath Richter, in Göttingen, beym Tode seiner ersten Ehegattinn. . 199

IX.

IX. Drey Erzählungen. 1) Aus der Hölle. S. 200
2) Aus unsrer Welt. Der gebannte Kobolt. Eine Geschichte, die sich zwischen 1759-1762. mehr als einmal zugetragen hat. 202
3) Aus dem Himmel. Rufin, am Himmelsthore. = = 203
X. Als ein Frauenzimmer eine Ode aus dem Horaz sang. = = = 204
XI. Die Tochter. Ein Lied. = = 207
XII. Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise. 209
XIII. Gelehrte Komödien. = = 210
XIV. Von Herrn M. M. = ebendas.
XV. Der Autor der Pücelle. Nach dem Griechischen. = = 211
XVI. Die Diebinn. = = ebendas.
XVII. Nach dem Tode meiner Ehegattinn. = 212
XVIII. Eine mütterliche Warnung. = ebendas.
XIX. Als ein Frauenzimmer Vorstehendes übel aufnahm. = = = 213

XX. Ueber den Gebrauch der Alten, geröstetes Korn zu opfern. = = S. 213
XXI. An einen Dichter, der sich auf blau Papier drucken ließ. = = 214
XXII. Hr. G. An die Feindinnen eines gesellschaftlichen Theaters. = = ebendas.
XXIII. Antwort. = = = 215
XXIV. Johann Friedrich, unten auf Erden genannt von Cronegk, an den Sterblichen Gotter. 216
XXV. Die Geschäfte des Teufels. = 217
XXVI. Die Dames. = = ebendas.
XXVII. Die Chapeaux. = = 218
XXVIII. Critik hierüber, die an einem Hofe wirklich gemacht worden. = ebendas.
XXIX. Der Mahler. = = 219
XXX. An Amalchen in Cassel. = ebendas.
XXXI. An die Sammler des Musenalman. 1770. 220
XXXII. Antwort eines der Sammler. = ebendas.
XXXIII. Gegenantwort. = = 221

XXXIV. Die vier Weltalter. = = S. 221

XXXV. Auf einen irrenden Marquis. = 222

XXXVI. Schuld und Unschuld. = ebendas.

XXXVII. An die Feinde eines Kunstrichters. = 223

XXXVIII. Der Candidat. = ebendas.

XXXIX. An Leßings jungen Gelehrten. = 224

XL. Der Compilator. = = ebendas.

XLI. Gellerts hinterlassene Werke. = 225

XLII. An Herrn Canonikus Jacobi bey dessen Reise durch Göttingen. = = ebendas.

XLIII. Leibnitz. = = = 226

XLIV. Auf K. Gustaph Ad. Todt bey Lützen. ebendas.

XLV. In ein Stammbuch. = = 227

XLVI. Ueber ein Gedicht der Frau Karschinn. 228

XLVII. Nachahmung einer bekannten Stelle Virgils. = = ebendas.

XLVIII. Deutschlands gerettete Ehre. = 229

XLIX. Soldatenkrankheiten. = = 230

L. Der französische Fuß. = ebendas.

LI. Auf eine Predigt von der Liebe Gottes. = S. 231
LII. An einen Freund. = = 232
LIII. Auf eine Einladung zu Anhörung einer Rede. 232
LIV. Auf eine gedruckte Rede, die ich einigen Bekannten zum Lesen überschickte. = 233
LV. Verwandlungen. = = ebendas.
LVI. Antwort. = = = 234
LVII. Aus dem Musenalmanache 1771. 138. S. Das Gespenst. = = ebendas.
LVIII. Wahre Ursache von des Mägdchens Flucht. 235
LIX. Lange Weile im Himmel. = ebendas.
LX. Wie man den Properz gefunden hat. = 236
LXI. Die Besoldungen. = ebendas.
LXII. Ordnung der Weinbouteillen in meinen Keller. 237
LXIII. Das Münzregal. = ebendas.
LXIV. Ermunternde Kraft des Caffees. = 238
LXV. Auf einen Kupferstich. Vulcan freuet sich über der Minerva Bildsäule, die er gemacht hat. = = ebendas.

LXVI. Claus Narr und die Gänschen. . S. 239
LXVII. Zwischen einem Reisenden und einem Bauer, auf einer Reise von G. nach L. 1756. 240
LXVIII. Auf jemanden der zu früh todt gesagt ward. = = ebendas.
LXIX. Drey deutsche Heldengedichte. . 241
LXX. An jemanden, der die Abbildung eines Frauenzimmers nach ** zum Ansehen schickte. ebend.
LXXI. Der von einem Buchhändler bezahlte Kuß. 242
LXXII. Ueber ein musikalisches Vorspiel. ebendas.
LXXIII. Das Fernglas. . . 243
LXXIV. An Hr. G. . . ebendas.
LXXV. An Herr Prof. Diez über die Namen seines Sohnes. . . 244
LXXVI. An Mademoiselle R. S. D. . 245
LXXVII. An die Charten. . . 246
LXXVIII. An den Herrn v. Gerstenberg. . 247
LXXIX. Auf einen Kunstrichter der in meinen Sinngedichten ängstlich gesuchten Witz sieht. ebend.

LXXX

LXXX. Auf Herr Sam. Gotthold Langens Ausgabe, an ihn geschriebener Briefe. = S. 248
LXXXI. An die Fr. Hofr. Heyninn, als Sie in einem Concerte von mir sogleich ein Sinngedicht verlangte. = = 249
LXXXII. Zweymal eilf Uhr. = ebendas.
LXXXIII. Ein Grund, in die Kirche zu gehen. An Hr. Prof. ... = = 250
LXXXIV. Die poetische Krönung. = ebendas.
LXXXV. Christ und Antichrist. = 251
LXXXVI. Hochzeitgedichte auf einen Gelehrten. 252
LXXXVII. Deßgleichen. = ebendas.
LXXXVIII. Die Kinderzucht. = ebendas.
LXXXIX. Auf Rabnern. = = 253
XC. An Rabnern. = = ebendas.
XCI. Nach dem Schwedischen des Herrn Grafen Gustav Friedrich Gyllenborg. Rangordnung der Freunde. = = 254
XCII. Ueber einige Verse des Brebeuf vom dem Volke, das die Schreibekunst erfunden haben soll. 255

XCIII. Bey Zerstörung der französischen Lünetten vor Göttingen. . . S. 256
XCIV. Der Baron. . . . 257
XCV. Die Zimmertaxe in Göttingen. . 258
XCVI. An meine Handlaterne. . . 259
XCVII. Grabschrift einiger Steine. . 260
XCVIII. Das Lob. . . . 262
XCIX. Die alternden Dichter. . ebendas.
C. Zu Ausfüllung des Platzes. . . 263
CI. Ueber den Eintritt der Venus in die Sonne den 3. Jun. 1769. Für einen Horizont in Deutschland. . . ebendas.
CII. Ueber St. Evremonds Gedanken, Aeneas habe sich besser geschickt einen Mönchsorden, als ein Reich zu stiften. . . 264
CIII. Uebersetzung in Verse einer Stelle aus Hübners poetischen Handbuche. . 265
CIV. Auf Herrn Basedow. . ebendas.
CV. Auf eine Degenklinge. . . 266
CVI. Was Hippokrene auf Deutsch heißt. ebendas.

CVII.

CVII. Auch davon. = = S. 267
CVIII. Der tapfre Töffel. = ebendas.
CIX. An jemanden der einen jungen Herrn nach Frankreich und Engelland als Dollmetscher begleitete. = = 268
CX. Auf einen Bibelübersetzer. = ebendas.
CXI. Reisende Deutsche. = = 269
CXII. Ueber Leßings Buch wie die Alten den Todt gebildet. = = ebendas.
CXIII. Zweyerley Zeitrechnung. Aus dem Spanischen. = = = 270
CXIV. Rußische Ehrennamen. = 271
CXV. Auf einer Schreibetafel. In der Hand meines Bildes. = = ebendas.
CXVI. An Herrn Dyk. Ueber das Kupfer vor der Bibl. der schön. Wiss. 1. B. 1. St. 272
CXVII. Abaris. = = ebendas.
CXVIII. In ein Exemplar meiner vermischten Schriften. = = = = 274

I. Visur-

I. Viſurgis et Sala de pugna ad Rosbacum. - p. 275

II. Statua a militibus, obſidione Dreſdenſi cedentibus comminuta, loquitur. - *ibid.*

III. Sur une Dame à laquelle un officier des mineurs réprochoit Son commerce avec des officiers d'artillerie. - - 276

IV. Friderico Platnero I. V. D. - *ibid.*

V. De Othone aereo. - - 277

VI. Priapus nomen ſuum male pronunciantibus minatur. - - - *ibid.*

VII. Ex Ouidio. - - - *ibid.*

VIII. Ex Horatio. - - - 278

Prosaische Aufsätze.

I.

Ueber die Lehre der Schöpfung aus Nichts und derselben praktische Wichtigkeit.

In der deutschen Gesellschaft den 24. März 1770. vorgelesen.

Etwas Neues machen, heißt bey uns, Dinge, die schon da waren, in eine Verbindung bringen, in der sie sich noch nicht befanden. Nur diese Verbindung rührt von uns her; es mag nun Zusammensetzung seyn, wie des Uhrmachers Kunstwerke, oder Mischung, wie des Chymisten Mittelsalze. Also begreift man aus der Beschäftigung des Uhrmachers, des Chymisten, nur wie die Verbindung entstanden ist, nicht wie die Sachen entstanden sind, die verbunden wurden. Von Demjenigen aber, den wir als den Urheber und Beherrscher

herrscher der Welt betrachten, nur in eben der Bedeutung zu sagen, Er habe die Welt gemacht; Ihm eine selbständige Materie an die Seite zu setzen, eigentlich zweyerley Götter zu glauben, einen Denkenden, und einen unermeßlichen Klumpen gedankenloser, die sich von dem Denkenden, wie er will, handthieren lassen, ob er gleich zu ihrem Daseyn nichts beygetragen hatte, daß dieses eben nicht anständig ist, das dächte ich würde bey einer mäßigen Aufmerksamkeit ziemlich deutlich (*).

Weiteres

(*) Ich rede hier nur davon, wenn die Materie selbständig angenommen wird. Diejenigen müßten auf eine andere Art bestritten werden, die glaubten, die Materie könne von Ewigkeit her von Gott erschaffen seyn, und eben so die, welche die mosaische Schöpfungsgeschichte nicht von der Schöpfung aus Nichts, sondern von der Bildung der jetzigen Welt erklären. Die letztern hat **Bilfinger** dilucid. philos. §. 185. etwas zu nahe zu den Vertheidigern einer ewigen Materie, und selbst dem Epicur gesetzt, indessen ihnen doch nicht gleiche Irrthümer Schuld gegeben. Der Hr. v. **Mosheim** aber geht zu weit, wenn er in seiner **Uebers.** von **Cudworths** System. intellectual. 212. S. 8. Not. sagt: Thomas **Burnet** habe die Schöpfung aus Nichts geläugnet. In der Stelle, die v. M. anführt, Archaeol. philos. Lib. II. c. 9. p. 520. redet B. von der mosaischen Schöpfungsgeschichte. Es steht aber vor B. Archäologien: Ad virum clariss. A. B. epistola, wo B. die Schöpfung aus Nichts, und, daß kein Geschöpf von Ewigkeit seyn könne, ausdrücklich bekennt. Ich nenne die Theile der Materie Götter, wenn sie selbständig sind. Ich kann mich leicht rechtfertigen, wenn jemand dieses blos für einen lebhaften Ausdruck halten wollte, der mehr witzig, als gründlich wäre. Wer den Namen Gott nennet, er sey Christ, Philosoph, oder Götzendiener, der verbindet damit den Begriff der Macht. Mehr Gewalt

als

Weiteres Nachdenken lehrt mich, daß eine ungebildete Materie eine Täuschung der Einbildungskraft ist, so was, wie der große viereckichte schwarze Fleck, den Robert Fludd mahlt, und an alle vier Seiten schreibt: Et sic in infinitum (*), als wenn ein Ding, das von vier Rändern begränzt wird, sich ohne Ende erstrecken könnte?

Was ist, das ist ein einzelnes Wesen, mit allen den Bestimmungen, wodurch es sich, jeden Augenblick seiner Dauer, von jedem andern Dinge unterscheidet.

In einem Gefäße voll Wasser hat jeder Tropfen ihm eigene Unterschiede von jedem andern. Diese Unterschiede zu bemerken, war uns unnütz, darum sind unsere Sinne nicht eingerichtet, sie zu bemerken, darum ist unser Verstand berechtiget, wenn er über den Druck, über den Ausfluß dieses Wassers denken will, sich alles als einen einförmigen Klumpen vorzustellen. So kann man die Bewegungen eines ganzen Bataillons, als Bewegungen einer einzigen Masse betrachten, man braucht dabey nicht auf jeden einzelnen Krieger zu merken. Dächte man im Ernste vom Bataillon so, wie manche Philosophen und Geometern von der Materie denken, sähe man es als einen

 Klumpen

als Menschen haben, das war genug für einen Gott gehalten zu werden. Was einem andern sein Daseyn schuldig ist, das ist wohl dessen Gewalt unterworfen, der es hervor gebracht hat. Und so erkennet gegentheils dasjenige, das keinen Urheber erkennt, gewiß weniger Oberherrschaft, als wir Menschen, wenn wir einen Urheber erkennen. Diejenigen also, für welche die Materie unerschaffen war, konnten ihr, ihrem Sprachgebrauche nach, den Namen Gott nicht versagen.

(*) Historia vtriusque Cosmi Tom. I. p. 26.

Klumpen an, wo ein Theil völlig so, wie der andere ist, was würde der Musketier dazu sagen? daß man ihm sein bestimmtes Daseyn weg abstrahiren, und ihn ins unendliche theilen wollte.

Eine solche erste Materie, die aus lauter gleichen, und ähnlichen Theilen besteht, und die durch Bewegung alle Gestalten annehmen kann, einen Irrthum der scholastischen Philosophie, legte Cartes zum Grunde seiner Physik (*). Seine Welt entsteht, indem diese Theile allerley andere Bewegungen bekamen, als sie zuvor hatten, die gröbsten sich zu Kügelchen abdreheten, zwischen ihnen sich Schräubchen durchwunden, und die abgehenden Spänchen allerley Häkchen gaben. Das war in Cartesens Erdichtung nur deßwegen die erste Welt, die entstand, weil er alle Theilchen der Materie zuvor gleich und ähnlich annahm. Hatte jedes Theilchen schon ihm eigene Bestimmungen, Größe, Gestalt, und Lage, und die mußte es haben, wenn es ein wirklich vorhandenes Ding, kein Abstract des Verstandes, keine Erscheinung der Einbildungskraft, seyn sollte, so machten diese Theilchen zusammen, auch schon eine Welt aus, nur nicht die jetzige. Also giebt es gewiß eine Welt ohne Urheber, wenn Materie ohne Urheber vorhanden ist. Und, wenn ohne Beytritt eines Gottes, irgend eine Welt seyn kann, warum kann es nicht auch die gegenwärtige seyn? Denn, daß Er nöthig war, die gegenwärtige aus einem Chaos zu ordnen, das ist wieder nichts weniger, als ein philosophischer Gedanke. Der Philosoph sieht keinen Grund, warum vor der jetzigen Ordnung Unordnung

(*) Princip. Philos. P. III. 47. seq.

ordnung hätte seyn müssen. Nur der Dichter bildet sich ein, wie es aussähe, wenn in der gegenwärtigen Welt alles untereinander geworfen würde, nennt das Chaos, läßt da die Elemente mit einander streiten, und den Zwist durch einen Gott, und eine bessere Natur endigen.

Folglich haben diejenigen nicht recht zusammen hängend gedacht, die einen Gott verehret haben, der die Welt gemacht hätte, aber die Materie nicht. Und so haben doch die größten Geister des Alterthums gedacht (*).

Bey einem so deutlichen Schlusse, als der erste ist: daß die Welt entweder selbständig ist, oder daß sie von dem selbständigen Wesen nicht nur ihre Ordnung, sondern auch ihr Daseyn hat; bey demselben ist es gewiß kein Einwurf, daß wir begreifen, auf was für Art das Mögliche durch den Willen Gottes wirklich wird. Denn diese Begebenheit ist von Allem, was wir durch die Erfahrung haben kennen lernen, unendlich unterschieden, und die Erfahrung versichert uns von viel Begebenheiten, bey denen wir die Art, wie sie zugehen, nicht begreifen.

Lehren, denen ich allgemeinen Beyfall wünsche, vermenge ich nicht gern mit Sätzen, die unrecht verstanden und deßwegen bestritten werden, so richtig mir auch diese Sätze scheinen. Ich will also nur kurz anzeigen, daß niemand selbständige Materie glauben wird, der die Materie für eine Erscheinung hält, die uns Mengen

 einfacher

(*) Moshem. dissertatio: num philosophorum a vera religione auersorum aliquis, mundum a Deo ex nihilo creatum esse, docuerit. In eius versione Systematis Radulphi Cudworth p. 957.

einfacher Wesen darstellen. Sobald wir einfache Wesen nennen, denken wir bestimmte einzelne Dinge, deren jedes, entweder: von sich ist, und da würden wir uns nicht enthalten können, es für einen Gott anzunehmen, oder: wenn es entstanden ist, auf eine Art entstanden ist, die wir mit keiner, uns bekannten Art, vergleichen können, weil wir das, was wir entstehen nennen, nur bey zusammen gesetzten Dingen sehen. Wenn man die Erscheinung der Materie für Wahrheit annimmt, fällt man leicht darauf, unbegreiflich zu nennen, was man sich nicht einbilden kann; so hat man die Schöpfung aus Nichts, als unbegreiflich geläugnet, aber in der Monadologie ist sie ein Lehrsatz.

Was bringt es aber für Nutzen, eine Wahrheit einzusehen, bey der sich unsere Gedanken verlieren, so überführt wir auch von ihr sind?

Ist jedes Geschöpf nur durch den Willen Gottes, so kennt Er vollkommen, was er zur Wirklichkeit gebracht hat, giebt demselben die gehörige Stelle im Raume, und in der Zeit, und läßt es stets einen Gegenstand seiner Erhaltung bleiben. Es hört auf zu seyn, wenn Er aufhört zu wollen, daß es seyn soll (*).

Hat die Welt keinen Schöpfer, nur einen Baumeister, so muß er zuerst seinen Bauzeug studiren, der ihm unbekannt in die Hände kömmt, und ist immer in Gefahr, kleine Versehen zu begehen; etwa einen Stein, der Salz enthält, und im Trocknen noch gut genug

(*) Eine Anmerkung zu dieser Stelle verspare ich ihrer Weitläuftigkeit wegen ans Ende der Abhandlung.

genug dauren würde, feuchter Witterung auszusetzen (*). Ist aber das Gebäude einmal aufgeführt, so kann er es verlassen, ohne daran weiter zu denken: Nur etwa bey einem außerordentliche Zufälle, wie z. E. Phaethons Ungeschicklichkeit verursachte, reiset Jupiter herum, zu sehen, ob die Himmelsmauern Risse bekommen haben.

Unter diesen beyden Vorstellungen, vom Ursprunge der Welt, giebt also nur die erste solche Begriffe von der Vorsicht, die einem Beherrscher der Welt anständig sind, und von denen man wünschen muß, daß sie richtig seyn mögen. Sie allein versichert uns, daß der Urheber der Welt nicht nur für das Ganze sorge, sondern an jeden einzelnen Theil denke; sie zeigt uns die wahre besondere Vorsicht, nicht die, da ein Mensch seiner eingebildeten Wichtigkeit wegen verlangt, daß ihm zu Gefallen die Ordnung der Natur gestört werde, sondern die, da ein Mensch, so gering er auch unter seines gleichen geschätzt wird, lebhaft empfindet, sein gütiger Schöpfer kenne ihn, habe ihn zu einem Werkzeuge weiser Absichten gewählet, und werde ihn zu Ausführung derselben unterstützen, wenn er sich selbst nicht dazu untüchtig macht.

Also; Nicht daß die Schöpfung aus Nichts eine tiefsinnige philosophische Wahrheit ist, sondern; daß sie

(*) Malebranche hat schon geschlossen: Gott würde die Materie nicht kennen, die er nicht gemacht hätte, weil er alle seine Erkänntniß aus sich selbst habe, nichts Ihn lehren, nichts in Ihn wirken könne. Die Stelle steht in Leibnitzens Theodicee 398. §.

sie unsere Handlungen, unsere innerste Gesinnungen regiert; darinnen möchte wohl der Grund liegen, warum sie immer den Verehrern des wahren Gottes eigen gewesen zu seyn scheinet; dem Volke, dessen Religion sich über alle Götzendienste so sehr erhebt, so tief es in Absicht auf Wissenschaften und Geschmack, unter den Anbetern des Osiris, Mithra und Zevs stand; den ersten Bekennern eines Glaubens, der den Griechen eine Thorheit war.

Diese Leute kannten einen Gott, der dem, was nicht ist, zu seyn gebietet. Konnte bloße Metaphysik sie zu einer Wahrheit bringen, die Plato und Aristoteles verfehlet hatten?

Auch waren ihnen, wie es scheinet, großentheils mehr die praktischen Folgen dieser Wahrheit, als dieser Folgen theoretischer Grund bekannt gemacht worden. Sie dienten, sie vertrauten einem Gotte, dessen Kenntniß und Macht sich auf das Kleinste, wie auf das Größte erstrecket: Aber manche von ihnen hatten wohl nie von Einem reden hören, der das Mögliche wirklich machen kann. Und was hätten auch bey dem Möglichen und Wirklichen diejenigen gedacht, die um ein goldenes Kalb tanzen konnten? oder die Kirchenväter, die sich nichts vorzustellen wußten, was nicht körperlich wäre? (*)

(*) Cudworth Syst. Int. cap. V. Sect. III. §. 26. et Moshem. ibid. in not.

* * *

Was in der Anmerkung (*) S. 8. ist versprochen worden.

Die Scholastiker haben sich so ausgedruckt: die Erhaltung sey eine fortgesetzte Schöpfung. Das Daseyn der Geschöpfe, vergleicht Thomas von Aquin mit dem Lichte in der Atmosphäre, das von der Sonne herrührt, und aufhört wenn die Sonne nicht mehr scheint. Dieses meldet Bilfinger diluc. philos. §. 468. In der Gegend der Schriften des englischen Lehrers, wo ich diese Vergleichung zu suchen Ursache hatte, (Summae Theol. P. I. qu. 45; 46; it. qu. 9. art. 2. ed. Lugd. 1541. fol.) wo von der Schöpfung und Erhaltung die Rede ist, suchte ich sie vergebens. Suarez aber Disput. Metaph. 21; Sect. 1. art. 6. setzte mich in den Stand sie zu finden. Sie heißt im angef. Theile, qu. 8. art. 1. Hunc autem effectum caussat Deus in rebus non solum quando primo esse incipiunt, sed quamdiu in esse conseruantur, sicut lumen causatur in aere a sole quamdiu aer illuminatus manet.

Leibnitz hat bekanntermaaßen die Scholastiker gelesen, wie Virgil den Ennius. Man wird also leicht sehen, woher er einen ähnlichen Ausdruck hat. (in der Caussa Dei adserta per iustitiam eius, die sich bey der Theodicee befindet 9. §.) "Die Erhaltung sey eine "fortgesetzte Schöpfung, wie der Strahl beständig "von der Sonne ausgeht, obgleich die Geschöpfe weder "aus dem Wesen Gottes, noch nothwendig ausgehen." Diese beygefügte bedächtige Erinnerung wird in einer besondern Anmerkung bey der Steinhöferischen lateini-

schen

schen Ausgabe der Theodicee (Leibn. Tentamina Theodicaeae Frf. L. 1739.) umständlicher erläutert.

Stellte man sich vor: als ob Gott in abwechselnden Augenblicken, wollte, und nicht wollte, daß ein Geschöpf seyn sollte, so würde es einen Augenblick um den andern entstehen, und vergehen: Und wenn man sich der nur angeführten Vergleichung hiebey in den angezeigten Schranken bediente, so wäre ein Bild von diesen Abwechselungen, Licht, das einen Augenblick um den andern durch die Atmosphäre glänzte und verschwände. Eine solche Erscheinung, würde man wohl Blitze nennen. Und nun wird man sogleich verstehen, was Leibnitz mit dem Ausdrucke anzeigt: "die erschaf-"fenen Monaden, entstehen, daß ich so rede durch "unaufhörliche Blicke der Gottheit" nascuntur, vt ita loquar per continuas diuinitatis fulgurationes.

Diese Stelle befindet sich im 48. §. der Principior. philosophiae die man in den Leipziger Actis Erud. Tom. VII. Supplementor. Sect. II. und vor Hanschens principiis philos. mor. geom. demonstrat. liest, auch deutsch in den Lehrsätzen von den Monaden, die Köhler übersetzt hat. (des Freyh. v. Leibnitz kleinere philosophische Schriften Jen. 1740.) Köhler giebt es durch: "ununterbrochene Strahlen oder fulgurationes" Blitze nämlich, wären nur das Bild eines abwechselnden Entstehens und Vergehens: dauert die Erhaltung ununterbrochen fort, so verwandelt sie sich in Strahlen. Die Principes de la nature et de la grace, in der Europe Savante Novembre 1718. 101. S. und in des des Maizeaux Recueil de diverses pieces T. II. p. 485. enthalten diese Stelle nicht. Hansch hat auch aus

diesen

diesen Blitzen wie billig, weil sie nur ein Bild sind, keinen der Lehrsätze gemacht, die er geometrisch zu beweisen glaubte. Es ist endlich offenbar, daß dieser Ausdruck nicht zur Monadologie, sondern zur Schöpfung aus Nichts gehört, und von jedem kann gebraucht werden, der die Erhaltung für eine fortdauernde Schöpfung erkennt, wenn er auch gleich die Monaden nicht annimmt.

Leibnitz brauchte ihn nur deswegen von den Monaden, weil nach seinen Begriffen die Monaden das sind, was eigentlich erschaffen wird, übrigens die Welt aus ihnen entsteht.

Im Artikel Leibnitz des dictionaire encyclopedique heißt Gott der Ursprung der erschaffenen Monaden, die aus ihm so zu reden durch beständige Fulgurationen ausgeflossen sind. Leibnitz redet nicht vom ausfliessen, auch nicht in der vergangenen Zeit ausgeflossen sind, sondern in der gegenwärtigen nascuntur, und aus dem vorhergehenden erhellt, daß er so reden mußte, wenn er das Bild der Blitze brauchen wollte, welches die Encyclopädisten gar nicht verstanden haben, und sich ganz fälschlich einbilden, hiemit einen Hauptsatz anzuführen, der Leibnitzens Monadologie eigen sey. Hr. Bailly, dessen Lobschrift auf Leibnitzen die Königl. Preuss. Akademie, mit der gegründeten Erinnerung gekrönet hat: daß er freylich gewisse Systeme Leibnitzens nicht recht verstanden habe, borgt diesen Ausdruck der Encyclopädie, und verschönert solchen noch (Eloge de Leibniz, Berl. 1768. pag. 24.) Er mag keine Blitze gekannt haben, als die bey Gewittern, bey denen fällt ihm ein, was Leibnitzen nicht einfallen

konnte,

konnte, daß die Materie dieser Blitze elektrisch ist, also nennt er: Gott den Ursprung aller Monaden, die aus seinem Schooße durch eine Art von Fulguration, ausgeflossen sind, wie der Blitz, "der aus einer sich "öffnenden Wolke heraus bricht, die elektrischen Theil-"chen über die Erde verbreitet, und damit alle Kör-"per durchdringt." (Dieu, principe de toutes les monades, emanées de son sein par une espece de fulguration, semblable à l'eclair, qui s'echappant du nuage entrouvert, repand sur la terre les particules electriques, et en penetre tous les corps.) Also macht Hr. B. den Schöpfer zu einer Gewitterwolke, und setzt mit seinem Blitze, der alle Körper durchdringt, uns alle in Gefahr vom Wetter erschlagen zu werden. Leibnitz und Wolf, die behaupteten, der Ursprung der Monaden lasse sich nicht erklären, die erklären ihn gewiß nicht so ungereimt schrecklich.

Sowohl die Encyclopädisten als der Lobredner Leibnitzens, haben diese Blitze ohnstreitig angeführt, um dadurch einen Begriff von den Grundsätzen der Monadologie zu geben; und dieser Begriff, kann wohl Leibnitzen nicht vortheilhaft seyn; so wenig als es unserer Theologie vortheilhaft wäre, wenn jemand einen Begriff von ihr, aus den Schriftstellen gäbe, die von Gott menschlicher Weise reden, und diese Stellen im eigentlichen Verstande nähme, allenfalls noch, wie Hr. B. ihnen seine eigenen Erweiterungen befügte.

Der Deutsche borgt von dem Patriarchen der Thomisten ein Bild, das er nur ein wenig ausmahlt, und unsere neumodische witzige Philosophen fühlen nicht wie sehr dieses, nur Bild ist, sehen die liebe Sonne für

eine

eine Wolke an, und wagen es, Leibnitzen zu beurtheilen, den sie verstehen, wie mancher deutsche Pedant den Horaz.

Hr. Bailly, der seinen Helden meistens nur aus dem großen französischen Universallexicon kennet, hat mich mit seiner Lobrede an einen Rath erinnert, der mir in meinen jüngern Jahren gegeben ward.

Ich sagte einmal Gottscheden, daß ich mir wohl so viel Musse von andern Geschäften wünschte, zu versuchen, wie sich etwas auf die tragische Schaubühne bringen ließe, von der ich nicht zu entscheiden brauche, ob es Geschichte oder Mährchen ist, die Befreyung der Schweiz durch Wilhelm Tellen. Man wird leicht erachten, daß er mich aufmunterte: Aber ich kenne die Erzählung nur obenhin, war meine Einwendung, und ich habe jetzo keine Zeit, einer Tragödie wegen, die schweizerische Historie zu studiren?

O! da schlagen sie nur Zieglers Schauplatz der Zeit auf, da steht die Geschichte drinnen.

Zieglers Schauplatz der Zeit! den hatte ich als Knabe gelesen; das wußte ich wohl, daß er in seiner geschmückt seyn sollenden Schreibart, was ihm andere erzählt hatten, wenigstens historisch getreu nacherzählt, ein Vorzug, den der deutsche Compilator, noch immer vor dem Französischen behauptet; aber Sitten, Charaktere, Bemerkungen über die Ursachen und Entwickelungen der Begebenheiten, die wußte ich von Zieglern nicht zu lernen, und ohne die wollte ich keine Tragödie machen. Hätte ich in willens gehabt, was von Tellen zu schreiben, und hätte was Ziegler, von Tellen geschrieben hat, mich mehr als einmal zu dem

Gedanken veranlaßt, meine Arbeit abzubrechen; Hätte ich ihn als meinen Meister betrachtet, ihm nur von weiten zu folgen gewußt, ihn bewundert, und verzweifelt ihm nachzuahmen (so drückt sich Hr. B. vom Artikel Leibnitz der Encyclopädie aus) so hätte ich gewiß auch nur zur Uebung in der Gottschedischen Rednergesellschaft, keine Lobschrift auf Wilhelm Tellen verfertigt.

II.

Ob die Physik Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit giebt?

In der deutschen Gesellschaft den 28. Jul. 1770. vorgelesen.

Es sind kaum funfzig Jahre, als man noch in einer Menge von Naturbegebenheiten, Strafgerichte und Drohungen des göttlichen Zorns fand. Ein Komet verkündigte Theurung, Krieg, Pest; aber ein Kalb, das mit einer Fontange aus dem Kuhleibe kam, das erinnerte die Dames, ihre Hoffart abzulegen.

Eine richtigere Kenntniß der Natur, hat solche erbauliche Anwendungen ausserordentlicher Vorfälle sehr vermindert. Bey einem Kometen fürchten wir jetzo keine Landplagen, das schlimmste das er uns thun kann, ist: allenfalls die Erde zu zerstören. Zwischen einem Kalbe, dessen Gehirn in Wasser zerflossen ist, und dem frisirten Kopfe der Dame, oder des Chapeau,

sehen

sehen wir jetzo keine Aehnlichkeit mehr, wenigstens disseits der Hirnschale.

Seitdem wir solchen Vermahnungen kein Gehör mehr geben, haben wir die Naturkunde auf eine richtigere und edlere Art zu ihrem erhabensten Gebrauche anwenden gelernt. Sie zeigt uns überall unendliche Vollkommenheiten des Schöpfers.

Solche Vollkommenheiten zeigt sie uns bey Geschöpfen, die entweder gar leblos, oder doch ohne Vernunft und Freyheit sind. Bey diesen also, lassen sich gewiß keine Vorschriften wahrnehmen, deren Uebertretung Verbrechen ist, und Strafe nach sich zieht. Und so scheint es nicht, als zeigte uns die körperliche Natur etwas von der Gerechtigkeit Gottes.

Fehlet diese Eigenschaft würklich, in der Erkenntniß Gottes, zu der uns die sinnliche Welt führt, so wird sich jemand sehr irren können, der diese Erkenntniß für hinlänglich hält. Er schafft sich gar leicht einen Gott, der die Welt zum Vergnügen der Menschen gemacht hat, dafür Verehrung und Dank verdient, aber nicht sehr furchtbar ist, weil er sich nicht sehr darum bekümmert, wie die Menschen die Welt gebrauchen wollen, allenfalls es ihnen anheim stellt, wenn sie sich mit einer Handlung Schaden gethan haben, solche ein andermal bleiben zu lassen.

Mich dünkt dieser Gedanke, daß unsere freyen Handlungen, dem höchsten Wesen ziemlich gleichgültig sind, daß es dadurch, menschlicher Weise zu reden, entweder gar nicht erzürnt wird, oder doch leicht von uns selbst kann befriediget werden, dieser Gedanke muß bey allen denen zum Grunde liegen, die eine Offenba-

rung, wie sie die Christen annehmen, für überflüssig halten.

Es ist daher möglich, daß der bloße Naturkundige, der Naturalist, in der französischen Bedeutung dieses Wortes, auch ein Naturalist, in der einen deutschen Bedeutung desselben wird.

Ich sage in der einen, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden. Wer die andere noch nicht weiß, dem will ich nur Folgendes erzählen: Ich hörte einmal einem Gellert zu; Er predigte lange und eifrig, wider die Thorheit der Naturalisten; über die Gefahr, der sie aus unverständiger Verwegenheit sich und andere aussetzen: Es war aber nicht mein Freund, Gellert der Dichter, sondern mein Lehrer, Gellert der Fechtmeister.

Ob Gerechtigkeit des Schöpfers sich in der sinnlichen Welt zeige, das zu entscheiden, muß wohl zuerst ausgemacht werden, was Gerechtigkeit hier bedeutet. Erfordert der Begriff von ihr unumgänglich ein hochnothpeinliches Halsgericht, oder wenigstens Execution und Immission, so wage ich es nicht, ihn in der Physik aufzusuchen; oder ich muß mir zu dieser Absicht die frommen Zeiten zurück wünschen, die ich im Anfange meiner Abhandlung erwähnt habe. Das thue ich gleichwohl nicht, ich behaupte vielmehr, jene wohlmeynende Bußprediger, hätten den Richter der Welt, in den ordentlichen Naturbegebenheiten, viel rührender und erhabener gezeigt, als in Erdbeben, Pestilenzen, Mißgeburten und Feuerzeichen, wenn sie um den Begriff der Gerechtigkeit, Leibnitzen gefragt hätten, und nicht Carpzoven.

Straf-

Strafgesetze drohen dem, der seiner Mitbürger Glück stören will, sie lassen ihn das gedrohte Uebel empfinden, um ihn oder wenigstens andere künftig von Beleidigungen abzuhalten, sie befreyen den Staat von einem Mitgliede, das nur schädlich seyn konnte. Also ist ihr Entzweck allemal das Glück des größten Theils der Bürger, das heißt: der Quell der strengsten Gesetze ist Güte.

Dieses ist so offenbar, daß gegentheils Gelindigkeit gegen Verbrecher, nichts anders seyn würde, als Grausamkeit gegen Unschuldige. Einem gefangenen Wolfe die Freyheit schenken, heißt, die Heerde seinen Anfällen und den Anfällen mehrerer aussetzen. Daß man Gerechtigkeit ohne Weisheit nicht denkt, braucht gewiß keiner langen Ausführung.

Gerechtigkeit wird also wohl nichts anders seyn, als weise Güte. Eine Erklärung, die ich freylich gleich hätte aus Wolfs Metaphysik §. 1084. nehmen können, wenn Wolfs Metaphysik ein Buch wäre, das man zu unsern schönschwatzenden Zeiten anführen dürfte.

In der größten Schärfe, möchte sogar noch von den zwey Worten dieser Erklärung eines, welches man will, überflüßig seyn. Der Gütige will den Gegenstand seiner Neigung glücklich machen, handelt er nicht weise, wählt er nicht die gehörigen Mittel zu seiner Absicht, verhält er sich, wie eine Mutter, die ihr liebes Söhnchen verzieht, so schadet er dem, dem er dienen will, und ist also in der That ungütig.

Eben so glaube ich auf der andern Seite, Weisheit sey allemal gütig, denn ich kann mir keinen Weisen vorstellen, der zur Hauptabsicht hat, Unglückliche zu machen.

machen. Klug kann er allenfalls heißen, aber nur wie die Kinder dieser Welt.

Dieses beydes zusammen würde in der That nur so viel heißen, daß im strengen Verstande jede moralische Vollkommenheit, jede andere in sich schließt, daß eigentlich nur eine Tugend ist, die nach den unterschiedenen Arten und Gelegenheiten sich zu äussern, unterschiedene Namen bekömmt, daß für einen empfindungsvollen Reichen (wenn es einen solchen Reichen giebt?) der Dank des Armen eine Wohlthat ist.

Die Erläuterung läßt sich allenfalls noch beybringen, daß Gerechtigkeit in dem gemeinsten Sprachgebrauche genommen, nur gegen Wesen, die frey handeln, ausgeübt wird. Es würde den meisten fremd klingen, zu sagen: man handele gegen ein Thier ungerecht. Aber daß Menschen gegen ein Thier grausam handeln können, daran zweifelt niemand. Und Grausamkeit ist doch wohl noch etwas abscheulichers, als Ungerechtigkeit, in der That ein höherer Grad von ihr. Denn nicht das Physische in der Handlung des Grausamen, verdammt man, nicht die Quaal, die ein Verbrecher verdient hat; nicht die Kaltsinnigkeit, mit welcher der Wundarzt zur Rettung des Kranken wütet, sondern das Moralische, Marter, die ein Mensch ohne Ursache zufügt.

Wenn es uns also ein ungewohnter Ausdruck ist: gegen ein Thier gerecht oder ungerecht seyn, so kömmt das blos daher, weil der gemeine Mann, und mancher Gelehrte, der es am besten wissen sollte, was Gerechtigkeit ist, darüber nie philosophisch nachgedacht hat, und seine Gerechtigkeit nur auf seines gleichen einschränkt. Man

darf

darf diese Schranken nur ein wenig enger zusammen ziehen, so hat man das heidnische Verfahren, der Römer gegen ihre Knechte, und das unmenschliche Verfahren, der americanischen Christen gegen ihre Schwarzen.

So wird es wohl dürfen angenommen werden, daß Güte durch Weisheit regiert, Gerechtigkeit ist, und es wird nun darauf ankommen, ob das beydes sich in der Natur zeigt? und wenn es sich in ihr zeigt, wenn der Urheber der Natur, für sich betrachtet, gerecht ist: so werden unsere Handlungen sich vornämlich noch nach der Entscheidung richten müssen, ob Er eben seine Gerechtigkeit gegen uns auszuüben, Neigung und Macht hat. Denn es könnte Ihm ja wohl eins von beyden fehlen. Den Tamerlanen und Bajazethen, oder der Tamerlane und Bajazethe westlichen Copien in Miniatur, könnte Er ja wohl vom Himmel herunter zusehen, wie ich Buben, die sich auf der Gasse mit einander balgen, vom Fenster herunter zusehe. Er könnte auch etwa Gleims Jupiter seyn, der sich von Lysipps Alexander sagen läßt:

Zevs herrsche dort auf deiner Himmelsbühne.
Herunter aber komm mir nicht!

Alles dieses nun deucht mich, muß bey der Untersuchung, die ich vorhabe, auseinander gesetzt werden.

So viel ist doch nicht zu läugnen, daß wir in der Welt Ordnung entdecken; weise Absichten, durch Mittel erreicht, die wir immer desto mehr bewundern müssen, je besser wir sie kennen lernen. Ob nun diese Ordnung unterhalten, oder zerstört wird; ob diese

Absichten erreicht werden oder nicht, das ist doch wohl Demjenigen nicht gleichgültig, der diese Einrichtung gemacht hat. Aus dem, was wir von den Geschöpfen erkennen, aus ihrem Verhalten gegen uns, läßt sich einsehen, was für einen Gebrauch wir von ihnen machen sollen. Brauchen wir sie anders, so können wir doch wohl von ihrem Urheber keine andere Gesinnungen erwarten, als wir von einem Künstler erwarten dürften, dessen Werk wir zu etwas, wozu er es nicht bestimmt hatte, mißbrauchen: Also dächte ich, wäre aus Betrachtung der körperlichen Natur doch wohl offenbar, daß wir Handlungen vornehmen können, dadurch wir dem Urheber der Natur mißfallen. Und demjenigen mißfallen, der auch unser Urheber ist, das hat doch wohl etwas zu bedeuten?

Der Mißbrauch der Geschöpfe kann von unterschiedener Art seyn. Ein Aufseher einer Bibliothek brachte die alten Manuscripte seinen Kindern, daß sie sich an den gemahlten und goldenen Buchstaben belustigen sollten; die Kinder schnitten die Bilderchen gar aus den Büchern heraus. Deßwegen verdiente nun freylich der Bibliothecar Schläge, oder noch was härteres. Indessen waren die Manuscripte vermuthlich nur Gebetbücher, und also war das Verbrechen noch nicht so groß, als wenn ein Archivarius, statt Mönchpergaments, dem Buchbinder Urkunden verkaufte, und dadurch seinen Fürsten um die Beweise von Prätensionen brächte, die der Fürst, mit aller Diplomatik, bey Ermangelung der Artillerie nie ausführen wird.

Wäre ich das einzige empfindende Wesen in der Welt, so sähe ich ohne Bedenken alle Geschöpfe für

alte katholische Gebetbücher an, aus denen ein guter lutherischer Junge die Bilderchen, wie er will, ohne Verletzung seines Gewissens heraus schneiden mag. Das werde ich mich aber nicht unterstehen, wenn ich erfahre, daß es Gelehrte giebt, denen die Bücher mit unverletzten Anfangsbuchstaben wehrt sind; und wie würde ich die Scheere fallen lassen! wenn der goldene Heilige, den ich jetzo ausschneiden wollte, zu bluten anfinge?

Ohne Zweifel hat man hauptsächlich die empfindenden Geschöpfe zu beobachten, wenn man will kennen lernen, wornach sich unser Gebrauch der Güter der Natur richten muß. Ihnen zu dienen, ist, soviel wir einsehen, alles Sinnlose da. Wenn selbst unter ihnen, eins des andern Opfer wird, so gründet sich auch eine solche Gewaltthätigkeit, auf das, was das Schwächere mit dem Stärkern gemein hat, auf Selbsterhaltung und Bedürfnisse. Wer Geschöpfe gemacht hat, von denen die Einen ohne Untergang der Andern nicht bestehen konnten, dem kann es nicht zuwider seyn, daß jedes die Kräfte, die Er ihm gegeben hat, braucht, sich so gut es kann, zu unterhalten oder zu schützen; und wenn es sich nicht unterhalten oder schützen kann, ohne einem andern Schmerzen zuzufügen, so hat sich das Leidende nicht über das Mächtigere, sondern über die Ordnung der Natur zu beklagen.

Dem ersten Ansehen nach ist etwas hartes in dieser Ordnung der Natur, die immer ein Thier durch des andern Zerstörung unterhält. Man kann sich vielleicht eine Welt vorstellen, in der sich nichts Fühlendes von einem andern Fühlenden nährte. Sterben müßten

die Thiere dieser Welt doch, und wie selten kann der Tod ohne Schmerzen seyn? Wie viel Menschen würden nicht einen Freund bitten, ihre Pein durch einen wohlthätigen Mord zu endigen, wenn Sterben für uns nichts mehr wäre, als was es für das Thier ist! Der Tod ist also vermuthlich einer der leichtesten, bey dem ein Thier zugleich einem andern nützlich wird. Gewöhnlich erfolgt dieser Tod unversehens und plötzlich. Denn, zusehen, wie ein lebendes Geschöpf sich sterben fühlt, das ist, so viel ich die Natur kenne, keine Ergötzung unvernünftiger Seelen, die genießt nur der zweybeinigte Tyran der Thiere; an seines gleichen als Nero; an niedrigern, geängsteten Flüchtlingen, als Picqueur und Fuchsjäger.

Solchergestalt ist wohl kein Zweifel, daß das Vergnügen empfindender Geschöpfe eine Absicht des Schöpfers gewesen ist. Alle streben darnach, alle geniessen welches, und manche vielleicht bis auf den Augenblick, da der Endzweck ihres Daseyns erfüllt war. Durch dieses Bestreben, durch diesen Genuß, wird jedes angetrieben und in den Stand gesetzt, das zu verrichten, warum es in der Welt ist. Es ist so glücklich als es an der Stelle, die ihm in der Welt gehörte, seyn kann; Es ist glücklich, damit auch andere glücklich seyn können, und aus dem Glücke der einzelnen Geschöpfe entsteht die Vollkommenheit des Ganzen.

So ist die Güte des Schöpfers beschaffen, nicht die falsche Güte eines Sterblichen, die sich auf einen oder wenige Gegenstände einschränkt, und je eifriger diese ihre Partheylichkeit ist, desto härter gegen alles andere wird.

Das Thier kennt nur sehr wenig von dem Zusammenhange der Welt; es wird blos durch das geleitet, was es fühlt, und wessen es sich Zeit seines kurzen Lebens erinnert; in die Zukunft sieht es vielleicht gar nicht. Wovon es aber selbst keine Vorstellung hat, das zeigt es doch dem Menschen, einen Schöpfer, der jedem Wurme sein Schicksaal weise und gütig geordnet hat, das ist, der jedem Wurme Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die Gerechtigkeit die sich bey Thieren zeigt, wird sich also wohl auch auf Menschen erstrecken. Hier deucht mich übergiebt die Physik ihr Lehramt der Physiologie und Moral.

Nur eine Betrachtung, die mir die Naturkunde darbietet, will ich noch beyfügen. Die Menschen an der Macht eines gerechten Beherrschers der Welt zu erinnern, braucht man gern, schreckliche Naturbegebenheiten, die desto mehr Eindruck machen, weil sie auch selten sind.

Ich verwehre niemanden, erbauliche Gedanken bey solchen Gelegenheiten zu haben. Ob sie aber allein mächtig genug sind, was Gutes zu stiften, daran zweifle ich sehr. Mir fällt dabey immer die Geschichte eines bekannten französischen starken Geistes ein. Er hatte sich in der Fasten ein Essen machen lassen, das ihm seine Kirche verbot. Es entstand ein heftiges Gewitter. Was das nun für ein Lärmen um einen Eyerkuchen ist! sagte er, und warf die Schüssel zum Fenster hinaus. Das Gewitter ging vorbey, und

Des Barreaux bestellte sich einen neuen Eyerkuchen (*).

Gesinnungen, die alles, was wir thun regieren sollen, müssen beständig in uns leben, nicht sturmweise erregt werden. Dem Naturforscher zeigt sich die Gewalt des Schöpfers über uns in seinen Wohlthaten, ohne die wir keinen Augenblick sind. Derjenige, durch dessen Wort die Erde sich um die Sonne wälzt, braucht mich an seine Macht nicht durch ein Erdbeben zu erinnern.

III.

Ueber Tychos de Brahe Wahlspruch.

In der deutschen Gesellschaft den 10. Februar 1770. vorgelesen.

Man findet oft bey Tychos de Brahe Bildnisse einen Spruch, den Tycho selbst durch seine Handlungen immer ausgedrucket hat. Er befiehlt: Nicht zu scheinen, sondern zu seyn; Non haberi, sed esse.

Wann ich diesen Satz auch nur in der gelindesten Bedeutung nehme, in der: daß man nicht betrügen, nicht

(*) Den letzten Umstand hielt jemand, der diese Vorlesung angehört hatte für meine Erfindung. Ich versicherte ihn aber, daß ich es aus dem Vademecum für lustige Leute (II. Th. 272.) beweisen könnte, und ein gelehrter Kenner der Geschichte gestand mir zu, diese Autorität sey nach dem neuesten historischen Geschmacke vollkommen zulänglich.

nicht bemüht seyn soll, etwas zu scheinen, das man nicht ist, so erinnere ich mich, nur so weit ich denken kann, von meinen Jugendjahren der mathematischen Methode, bis auf die jetzigen kunstreichen Zeiten der Gemmen, Torsoe und Caricaturen, einer Menge berühmter Gelehrten, deren keiner diesen Spruch unter sein Bildniß hätte setzen lassen. Oder, daß ich recht sage, mancher dieser Gelehrten hätte den Spruch in aller Unschuld seines Herzens unter sein Bild setzen lassen, weil er so weit noch nicht gekommen war, zu unterscheiden, was er wußte, und was er nicht wußte.

Mir aber kömmt es vor, als empföhle dieser Satz noch was vollkommeners: Auch wahre Verdienste zwar nicht zu verdecken, doch nicht eifrig bemüht zu seyn, daß man damit glänze; bey einer guten Handlung das Lob nicht zu vermissen, das sie nur verdiente, nicht erhält; sich zu begnügen, daß wir es sind, auch wenn wir es nicht scheinen; kurz, gegen den Ruhm gleichgültiger zu seyn, als daß auch Ruhmbegierde, die von den Sittenlehrern erlaubt wird, für uns eine der mächtigsten Triebfedern seyn sollte.

Gegen den Ruhm gleichgültig seyn, das nenne ich nicht: gegen die Urtheile anderer von uns gleichgültig seyn, auf welche unsere Glücksumstände, das Vertrauen, das man in uns setzt, der Erfolg unserer Unternehmungen, der Nutzen den wir stiften können, beruht. Gewöhnlichermaaßen aber denkt man auch bey dem Ruhme an etwas erhabeners, als an solche gemeine Geschäfte. Der Kaufmann, der das Zutrauen zu seiner Geschicklichkeit, seiner Redlichkeit, selbst seinem Glücke im Handel, auf alle Art zu unter-

halten und zu vergrößern sucht, läßt sich deßwegen nicht Weltberühmt nennen, wenn gleich sein Name in Welttheilen bekannt wäre, wo man von unsern berühmtesten Gelehrten nichts weiß. Es war eine Zeit, da es mir nichts weniger als gleichgültig war, daß mich die Buchhändler Arkstee und Holle in Leipzig für einen brauchbaren Uebersetzer hielten, aber Ruhm suchte ich in diesem Urtheile so wenig, daß ich ihnen nur alsdann recht viel übersetzte, wenn ich nicht aufräumt war, was Klügers selbst zu machen.

Diese bürgerliche Ehre gehört mit zu unserer Leibesnahrung und Nothdurft, nach ihr zu streben, ist so eine Pflicht, wie um sein Brod zu arbeiten, denn ohne sie hat gewöhnlichermaaßen niemand sein Brod der es erwerben muß. Wenn man den Gelehrten, weil er ein nützlicher Mann ist, der sein Handwerk wohl versteht, berühmt nennet, so geschieht es des Wohlklanges wegen, wie das Geld das ich mir vor diesem als Notarius verdiente, ein peculium quasi castrense hieß. Denn daß diese Ehre, die uns Brod verdienen hilft, nicht das ist, was man insgemein Ruhm nennt, das beweise ich daraus, weil die, welche am stärksten durch den Ruhm begeistert werden, die Helden, die in den Tod gehen, um unsterblich zu seyn, die Dichter, die von dem Ueberflusse ihrer Unsterblichkeit andern mittheilen, weil diese alle, sage ich, bey ihren übrigen Vorzügen, auch noch den besitzen müssen: Hunger ausstehen zu können.

Wenn wir uns durch Geist und Fleiß über das erheben, was unser Stand gewöhnlich von uns fordert, wenn wir edle Handlungen vornehmen, die wir, nach

der

der Menschen gewöhnlichen Denkungsart, ungescholten unterlassen dürften, da, deucht mich, soll der Ruhm für uns der schwächste Bewegungsgrund seyn.

Vielleicht erwartet man hier, daß ich Demuth predigen werde. Doch ich muß bekennen, es ist Stolz, der mich so reden läßt. Soll ich denn den Werth meines Bestrebens, meiner Handlungen erst von andern lernen? Wenn ich glaube Lob verdienen zu können, so darf ich mir gewiß auch die Einsicht zutrauen, daß ich mich selbst zu beurtheilen im Stande bin, und warum soll mein eigener Beyfall mir unwerth seyn, und eines andern seiner kostbar? Warum soll ich meine Zufriedenheit, meine Gemüthsruhe, dem Ausspruche von Richtern überlassen, welche, Gefahr zu irren und Leidenschaften mit mir gemein haben, und überdieß, mich so sicher, als ich mich selbst, nicht zu beurtheilen wissen, weil sie mich nicht so vollkommen kennen. Gern werde ich ihr Lob annehmen, wenn es einer Ueberzeugung, die ich schon hatte, Beyfall giebt; aber sie erst zu befragen, was ich von mir denken, was ich thun soll, diese Unterwürfigkeit scheint mir einen Geist zu erniedrigen, der selbst frey denken und handeln kann.

Verfährt man nicht so, räumt man der Ruhmbegierde die erste Stelle unter seinen Bewegungsgründen ein, so kann man einer Bemühung, einer Tugend, bald überdrüßig werden, die man nicht so gelobt sieht, wie man erwartete; man wendet seine Kräfte nicht so an, wie man sie nach eigenem Triebe anwenden würde, sondern, wie Andre es verlangen. Man zwingt vielleicht seine natürlichen Gaben zu etwas, wodurch man Lob zu erhalten glaubet, und verliert den Ruhm, weil man

man ihn eifrig sucht. Gleichgültiger gegen ihn hätte man seinen Neigungen gefolget, glücklicher gearbeitet, und Ruhm erlangt, oder wenigstens, wenn man keinen erlanget hätte, seine Arbeit nicht bereuet.

Tycho de Brahe sollte zu Leipzig sich zu Staatsbedienungen geschickt machen. Sein Hofmeister (*) hielt ihn an, ganz Jurist zu seyn. Seines Hofmeisters Vermahnungen statt zu geben, dazu hatte Tycho nicht mehr Lust, als noch jetzo manche junge Edelleute haben, ob wohl aus etwas andern Ursachen. Wenn der Mentor schlief, schlich sich Tycho aus dem Hause, und wandte Nächte an, wie in den zweyhundert Jahren seit dem, wenig Nächte von Cavalieren, die ihren Hofmeistern entschleichen, in Leipzig oder auf andern Universitäten mögen seyn angewandt worden: den Himmel zu betrachten. Tycho verlangte nach seiner Rückkunft keine Ehrenstellen, die ihn der Wissenschaft entzogen hätten. Was für Ehrenstellen, was für wahre und große Verdienste als Staatsmann, hätten ihm den allgemeinen, den ewigen Ruhm geben können, den der Vater der heutigen Astronomie hat?

Unbesorgt berühmt zu werden, ergötzte sich ein Jüngling mit mathematischen Erfindungen. Sein Lehrer sah etwas davon von ohngefähr, bewunderte es, und zog den Schüler mit Gewalt aus seiner Einsamkeit. Der Jüngling war Newton; und beklagte als Mann: daß er das Wesentliche sanfter Vergnügungen des Geistes,

(*) Vermuthlich der nachmals berühmte dänische Geschichtschreiber M. Andreas Sörensen Vedel. S. Lebensbeschreibung Tycho von Brahes, aus dem Dänischen, übersetzt durch Philander von der Weistritz 2. Th. 31. und 37. S.

stes, für beunruhigenden Schatten des Ruhmes vertauscht hatte.

Für die größte Menge der Gelehrten, sind freylich Newtons Sätze fast alle zu hoch: Der aber, möchte wohl am allermeisten für sie zu hoch seyn.

Indessen, sind außer Newton, auch mehr Freunde der Weisheit, berühmt geworden; nicht, weil sie es zu werden suchten, sondern, weil sie sich mit einer Wissenschaft, die ihnen gefiel, auch auf einer öden Insel die Zeit vertrieben hätten, weil ihr Fleiß für sie das war, was der Putz für das Frauenzimmer, nach dem Ausspruche des größten Mägdchenkenners ist:

Rure latent, finguntque comas, licet arduus illas
Celet Athos, cultas altus habebit Athos.

Der Gelehrte, bey dem Ruhm der vornehmste Antrieb zum Fleiße ist, läßt sich mit dem Mägdchen vergleichen, das sich nur putzt, Herzen zu erobern. Ihm zur Warnung diene eines von des nur erwähnten Philosophen Recepten wider die Liebe.

Proderit et subito, cum se non compserit vlli
Ad dominam celeres mane tulisse gradus (*).

Man kann, um die Allegorie noch weiter fortzusetzen, annehmen: daß der Gelehrte in seinem Fleiße nachlassen

(*) Im Vorbeygehen bemerke ich zur Ehre unserer Zeiten, daß die Damen die französische Lebensart besitzen, von den Wirkungen ihrer Reitze viel sicherer sind, als es die alten Römerinnen waren, (ich nehme das Beywort bey Römerinnen in dem Verstande, in dem wir Gelehrte es nehmen) denn die Letztern wagten also nach Ovids Zeugnisse sehr viel, wenn sie von jungen Herrn Besuche bey der Toilette annehmen.

lassen wird, wenn er nun glaubt, des Ruhms sicher zu seyn, um den er gearbeitet hat, und ihm das prophezeyen, was dem Mägdchen begegnete, wenn es nun einen Mann hatte, und in einer Stadt lebte, wo sich die Weiber sonst für niemand putzten, als für ihre Männer; denn, daß es solche Städte in Deutschland wirklich gegeben hat, davon findet man noch dunkle Spuren in der historia medii aeui.

Es giebt zweyerley Arten vom Ruhme, die man, deucht mich, besser als insgemein geschieht, unterscheiden könnte. Bey dem einen ist mehr laute Bewunderung, bey dem andern mehr stiller Beyfall. Der ältere Plinius sagt irgendwo; wo er es sagt, um das sagen zu können, habe ich nicht Lust, jetzo seine Welthistorie durchzublättern: alia facta maiora esse, alia clariora. Der rauschende Ruhm gehört für Weltbezwinger, die nichts weiter als Weltbezwinger sind; der sanfte Beyfall, für gute Regenten. Gern hören wir diesen, wie er aus der Flöte des glücklichen Hirten tönt, mit jenem betäubt uns eine pausbäckichte Fama aus ihrer schmetternden Trompete.

Orion ist das prächtigste Gestirn am ganzen Himmel, aber nie nennt ihn ein Dichter (ich meyne einen von den alten Dichtern, die noch Sternbilder zu nennen wußten) ohne ihn: stürmisch, den Schiffern feindseelig, zu nennen: Unweit des Orions zeigt sich das Siebengestirn, kaum wie ein blaßes Wölkchen; aber sein matter lehrreicher Schimmer regierte den Fleiß des Ackermanns; so ward es, ich weiß nicht, ob berühmt, aber gewiß bekannt, und mit Vergnügen betrachtet, ohne groß zu seyn, ohne zu glänzen. Das

ist

ist eine antiquarisch- astronomisch- moralische Paraphrase eines Verses des Aratus von den Plejaden:

Αἱ μὲν ὁμῶς ὀλίγαι καὶ ἀφεγγέες ἀλλ᾽ ὀνομασταί.

Arat. Phaen.

Auch mit den Schriftstellern verhält es sich so. Leicht liesse sich ein Dichter nennen, und vielleicht nicht nur einer, den Deutschland mehr für erhaben, hinreißend, göttlich, gepriesen hat, als Gellerten. Aber, welcher ist mehr der Liebling Deutschlands? welcher hat mehr Herzen gebildet? welchem werden für die Rührungen, durch die er sie zu ihrem wahren Glücke bereitet hat, mehr Geister da danken, wo der Ilias und der Henriade nicht mehr gedacht wird?

Ruhm, wie man dieß Wort insgemein versteht, läßt sich nicht anders erlangen, als daß man durch was Neues, und Sonderbares die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehet. Das Neue wird alt, das Sonderbare gemein, und Unzählige bemühen sich beständig, die Aufmerksamkeit ihrer Mitbürger, einer dem andern zu entreißen.

Es giebt einen Richter, dem nichts neu, nichts sonderbar ist, bey dem aber auch Mengen und Zeiten einander nicht verdrängen. Er kannte auf der Flotte, die zu erst die neue Welt beseegelte, den untersten Matrosen, so gut als den Colon; für Ihn, sind Alle, nur Werkzeuge; Ein Friedrich, Ein Leibnitz; Legionen Musketierer, Myriaden Nachschreiber; Ihm scheine ich nicht, Er sieht mich, weder besser noch schlechter, als ich bin, richtiger, als ich mich selbst sehe. Wenn Er von mir urtheilt, daß ich in dem Wenigen, daß Er mir anvertrauet hatte, getreu gewesen bin; was ist gegen diesen Beyfall, die Bewunderung einer Welt?

IV.

Einladung zu einer öffentlichen Rede des Herrn v. Döring.

Auf Verordnung und im Namen des damaligen Prorectors, Herrn Dr. Walchs, und des akademischen Senats abgefaßt. 1762.

In einer Ruhe, die wir seit verschiedenen Jahren nicht genossen haben, bleiben uns doch noch Eindrücke von den Begebenheiten, von denen wir so lange Zeugen und Opfer gewesen sind: und wer sich größtentheils mit den Wissenschaften beschäftiget, bey dem ist es natürlich, das Verhalten solcher Begebenheiten, und des Krieges, zu dem sie gehören, gegen die Wissenschaften, zu erwägen.

Es wird daher niemand befremden, wenn in gegenwärtiger Schrift einige Betrachtungen über die Ursachen, die ein Gelehrter haben kann, sich um eine Kenntniß des Kriegswesens zu bemühen, angestellet werden.

Wäre die Absicht dieser Blätter, Lehrstunden über die Kriegeswissenschaften anzukündigen, so müßte bey der Ausführung des angezeigten Satzes, der Gelehrte ohnstreitig nach der auf Universitäten wohlhergebrachten Eintheilung betrachtet, und der Nutzen, den jede Facultät von dieser Kenntniß hätte, gewiesen werden: So haben einige Lehrer der Mathematik, die unschul-

dige List gebraucht, Studierende, die vor höherm Fleiße, durch diese Wissenschaft ihren Verstand zu schärfen, die Kunst der Menschen und die Größe des Schöpfers kennen zu lernen, nie Zeit genug übrig behalten hätten, doch dadurch an sich zu locken, daß sie ihnen begreiflich machten: die Geometrie sey bey der Arche Noah, und die Regula Societatis bey der Concurs- und Distributionsrechnung nöthig. Zu gegenwärtigem Endzwecke ist es genug, den Gelehrten allgemeiner zu betrachten, in so fern er sich von Sachen, die für die menschliche Glückseeligkeit wichtig sind, durch Belesenheit und eigne Erfahrung unterrichtet hat, und vermittelst eines geübten Verstandes, diesen Unterricht anzuwenden, und zu erweitern weiß. Bey den so verschiedenen und weitläuftigen Gegenständen, deren jeder ihn mit Nutzen beschäftigen kann, muthet ihm niemand zu, allwissend zu seyn: Aber das kann man doch von ihm erwarten, daß er von Sachen, die die Aufmerksamkeit der ganzen Welt so sehr auf sich ziehen, die er aus den Gränzen seiner Betrachtungen nicht ganz ausschließen kann, weil sie mit dem Schicksaale ganzer Völker oft auch sein eigenes ändern, sich nicht ganz ungereimte Vorstellungen machen soll.

Das würde ihm desto unanständiger seyn, wenn diese Unternehmungen, die Fürsten verewigen, und Völker unglücklich machen, selbst ohne eine vielfache Gelehrsamkeit nicht auszuführen sind.

Die mathematischen Wissenschaften sind schon seit Tausenden von Jahren mit der Kriegskunst verbunden gewesen. Eine der berühmtesten Aufgaben, damit sich die Scharfsinnigkeit der größten Geometern be-

schäftigte, und die dem Alterthume so erhaben vorkam, daß es sie durch den Apollo vorlegen ließ, findet sich in den Schriften der Griechen, die von den Wurfzeugen handeln: der griechische Zeugmeister mußte die Vervielfältigung des Würfels, wie der jetzige den Caliberstab, verstehen. Es ist nicht nöthig, die zur Kriegskunst gehörigen mathematischen Wissenschaften weitläuftig zu erzehlen, da sie oft von Leuten, die selbst diese Wissenschaften nur sehr wenig kennen, allein für Mathematik angesehen werden. Außer ihnen, ist bekanntermaßen, Geschichte, ältere und neuere, Erdbeschreibung, Einsicht in die Rechte und Vortheile der Beherrscher der Erde, Kenntniß der Sprachen, Sitten und Denkungsarten verschiedener Völker, vieler zur Oekonomie, zu mancherley Künsten und Manufacturen gehörigen Dinge, zu unsern Zeiten auch vornämlich des Geldcourses, einem Kriegsmanne nöthig, wenn er sich über den gemeinen Soldaten, über das Geschöpf erheben will, das vor der bloßen Maschine doch den Vorzug hat: elend seyn zu können. Zu den erzehlten Kenntnissen, die man schon schwerlich alle bey einer Person erwarten wird, setzte man vor einiger Zeit, es wird nun beynahe hundert Jahr seyn, auch noch die Religion.

Ist also der gehörig unterrichtete Kriegsmann nicht eine Art von Gelehrten? Es sollte wenigstens nicht schwer fallen, Leute zu nennen, die als Gelehrte ihr Brod essen, und sich bey weitem nicht mit so vielerley den Kopf zerbrochen haben. Dem wahren Gelehrten aber, dessen Geist nicht klein, nicht träg genug ist, sich auf einen einzigen mittelmäßigen Gegenstand einzuschränken,

zuschränken, und von allen übrigen in einer schändlichen Unwissenheit zu bleiben; wird es dem nicht anständig seyn, sich manchmal von dem Krieger belehren zu lassen, wie dieser sich von ihm belehren läßt?

Diese Vertauschung des Unterrichts, ist desto angenehmer, je weiter die Gattungen desselben von einander entfernt scheinen. Auch sie giebt ein Beyspiel, daß alle Länder des Reichs der Gelehrsamkeit, wie alle Theile der bewohnten Erde, mit einander in Verbindung stehen: Es war eine Zeit, da man von beyderley Verbindungen wenig wußte, da jeder Gelehrte nur ein einziges Stückchen der Gelehrsamkeit auswendig lernte, und jedes Land, nur was in ihm wuchs, kannte und verzehrte: Diese Zeit heißt in der gelehrten und politischen Welt: die barbarische. Wenn damals der bußfertige Ritter auf dem Todbette, die Hälfte seines Vermögens, nicht denen, von denen er sie geraubt hatte, sondern zu Seelmessen vermachte, so ward sein Testament lateinisch aufgesetzt; denn wäre es auch in seiner Muttersprache geschrieben gewesen, so hätte er es doch nicht lesen können: Und in eben den Zeiten, da Schwert und Feder von ganz verschiedenen Händen geführt wurden, verfaßten die Geschichtschreiber, Heiligenlegenden, und Chroniken eines Klosters, von Anbeginn der Welt, aber von den Begebenheiten, wodurch die Schicksaale der Länder entschieden werden, beschrieben sie die Triebfedern und das Räderwerk höchst unvollkommen. Was für ein Unterschied unter diesen Schriftstellern und einem Polyb? Wo hätte Folard bey allen denen, die die Thaten Gottes durch die Franken aufgezeichnet haben, etwas zum Unter-

richte der neuern Krieger gefunden? Denn Schwertstreiche, die Mann und Roß spalteten, die konnte er ihnen nicht zur Nachahmung vorlegen.

Wäre nicht schon erklärt worden, daß einzelne Gattungen von Gelehrten hier nicht sollen betrachtet werden, so ließen sich bey dieser Veranlassung, die Geschichtschreiber, und die Geschichtschreiber der möglichen Welt, die Dichter, besonders erwähnen. Aber wenn diese oft zu anderer Unterrichte und Vergnügen, verbunden sind, von Sachen, die den Krieg angehen, zu reden, so steht es dem Gelehrten für sich selbst an, davon richtig zu denken, in sofern er die Welt besser kennen soll, als der Pöbel. Was für einen beträchtlichen Theil von dieser Kenntniß machen nicht die Begriffe von der Regierung der großen Maschine aus, die man ein Kriegsheer nennt? Nur eine geschicktere Regierung dieser Maschine, gab, erst Macedonien, und nachgehends Rom, die Herrschaft über eben so tapfere und viel zahlreichere Völker; und die Vernachläßigung dieser Geschicklichkeit, machte die Welt zum Raube des wilden Nordens. Bey diesen Besiegern Roms, vertrat, wie es scheint, noch viel Jahrhunderte nach ihren Eroberungen, die persönliche Tapferkeit die Stelle der Kriegskunst; es fochte nicht das Heer, sondern der einzelne Soldat. Ein chymischer Versuch, der gewiß keine so große Absicht hatte, änderte die Sache wieder, und machte die Armeen zu feuerspeyenden Maschinen.

Was für eine Menge von Betrachtungen bietet nicht einem nachdenkenden Geiste, die Ausführung, und vielleicht die Verbesserung, dieser wenigen Sätze dar! Und

was

was haben die Gelehrten gethan, die, ohne was vom Kriege zu verstehen, etwa einen oder den andern davon berührt haben? Allenfalls den ehrlichen Barthold Schwarz in die tiefste Hölle verflucht! da sie ihm doch danken sollten, daß seit seiner Erfindung, Wissenschaft im Kriege wieder wichtiger geworden ist, als Stärke des Leibes, und der Heerführer, der sich sonst von seinen Begleitern nur durch bessere Rüstung und einen sehnichtern Arm zu unterscheiden wußte, jetzo seinen Vorzug in einem mit mehr Kenntnissen bereicherten Verstande, und einem fertigern Nachdenken setzt.

Soll nicht der Gelehrte, stolz auf diese Aehnlichkeit mit dem Helden, ihn richtiger kennen zu lernen suchen, dessen Andenken er der Nachwelt zu empfehlen vielleicht bestimmt ist? der deutsche Gelehrte, hat die Ehre seines Volkes zu schätzen, so viel Ursache, daß er sich um die Kenntniß des Kriegswesens bemüht, als irgend ein anderer; mit einem kleinen Nationalstolze würde man sagen: Mehr, als irgend ein anderer. Doch man muß billig seyn, und den Fremden, besonders den Nachbarn Deuschlandes, die Witz und Waffen in gleichem Werthe halten, zugestehen, daß sie die Geschützkunst, den Krieg mit besoldeten Schaaren, und Deutsche mit Deutschen zu bestreiten, die Befestigungskunst und was sie sonst von den Deutschen erhalten, allerdings beträchtlich verbessert haben. Sie selbst sind bey der vortheilhaften Vorstellung, die sie sich von ihrer Kriegskunst machen, doch gegen die Deutschen nicht ganz ungerecht. Mit einem doppelten Vergnügen, mit dem, daß ihr Wunsch ein Ruhm, und daß ihr Wunsch vergeblich ist, hört der deutsche Patriot sie den

 Marschal

Marschal von Sachsen sich noch wünschen, aber mit Entzückung hört er sie ihren unnachahmlichen Meistern in der Kriegskunst **Friedrichen** und **Ferdinanden**, Lobsprüche weihen, die sie so theuer zu stehen kommen.

Diese Lobsprüche waren noch vor wenig Wochen, fast das einzige, was uns bey unsern Bedrückungen aufrichtete: Nun danken wir der Vorsicht, daß wir sie nicht mehr hören, und flehen, sie nie mehr von solchen Beherrschern zu hören.

Als sollte eine vielfache Freude, uns das, was wir bisher erlitten haben, desto eher vergessen machen, können wir zu gleicher Zeit, dem **Könige** die ersten öffentlichen Beweise unserer unterthänigsten Treue, die ein langwieriger Zwang zurück hielt, geben, eine **Fürstinn**, die seines Herzens würdig war, verehren, und das Glück, das wir genießen, unsern spätesten Nachkommen durch einen **Prinzen** versichert sehen. Ausser den Empfindungen, die unsere Universität bey diesem Zusammenflusse freudiger Begebenheiten geäusert hat, treibt ein patriotischer Eifer den Hochwohlgebohrnen Herrn **Johann von Döring** die seinigen in einer deutschen Rede auszudrücken. Er und zweene Brüder, die schon rühmliche Belohnungen ihres hiesigen Fleißes erhalten haben, vereinigen die Vorzüge der Geburt mit der Gelehrsamkeit, und verdienen als nachahmungswürdige Beyspiele Studirenden von erhabenerm Stande, vorgestellt zu werden. Bey der Feyerlichkeit, die er jetzo veranstaltet, ist man ihm desto mehr Aufmerksamkeit schuldig, weil er seinen Fleiß bey uns zu einer Zeit fortgesetzt hat, da unmännliche Zaghaftigkeit und Weichligkeit, lieber unsern

Musensitz zu einer Einöde gemacht hätte. Ihm, und denen, die mit ihm geglaubt haben, daß der Beruf eines Studierenden, ihm auch bey Gefahren den Schutz der Vorsicht versichere, und daß die Gelegenheit den Wissenschaften ununterbrochen obzuliegen schon werth sey, auch große Unbequemlichkeiten zu überstehen, die noch dazu Angesessene vielmehr, als Fremde, treffen; wird selbst das künftig angenehm seyn, daß sie nicht durch eine übereilte Flucht, sich um die Gelegenheit gebracht haben, auch von dem Kriegswesen einige einem Gelehrten so anständige Kenntnisse zu erlangen.

Zu der Rede ist die zwote Stunde Nachmittags, Mittwochs den 13. October, und das größere Juristen Auditorium angesetzt.

Die hier befindlichen Freunde der Wissenschaften, insbesondere der Hochgebohrne Herr Reichsgraf und unsere übrigen gelehrten Mitbürger, alle, die sowohl Geburt und Stand, als Kenntniß und Liebe der Gelehrsamkeit edel machen, werden durch ihre geneigte Gegenwart, ihre Gewogenheit gegen den Redner, ihre Ehrfurcht gegen die hohen Gegenstände der Rede, ihren Beytritt zu Wünschen, die uns allen angelegen sind, entdecken.

Gegeben auf der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen; den 11. October 1762.

V.

Gesinnungen eines deutschen Gelehrten bey der Erinnerung Sr. Excellenz des wohlseel. Premierministers v. Münchhausen.

In einer Versammlung der königl. deutschen Gesellschaft den 15. Dec. 1770. vorgetragen von Abraham Gotthelf Kästnern.

Ein Gegenstand kann so groß, so erhaben seyn, daß nicht jeder, der von ihm reden will, alle Vorzüge desselben, richtig zu erkennen, anständig zu erzählen, vermag. In einem solchen Falle, wird es vernünftig seyn, sich bey diesem Gegenstande, auf das einzuschränken, wovon man sich getraut, mit der meisten Einsicht und Empfindung zu reden, das Uebrige Andern zu überlassen, und, anstatt daß die Fabel, ihren Herkules aus vielen zusammensetzte, einen wahren ausserordentlichen Mann, in viel Große zu theilen.

So will ich mich jetzo, bey dem Gegenstande verhalten, von dem allein sich gegenwärtig reden läßt, der aller Herzen mit dankbarer Wehmuth füllt. Von allen Gedanken, die Er erregen kann, will ich nur die verfolgen denen ich mich am liebsten überlasse, die, welche Münchhausens Namen in einem Gelehrten erregen muß, der, so stolz als ich, darauf ist; ein Deutscher zu seyn!

Nie

Nie habe ich den Ausländer um die Gaben seines Geistes beneidet. Nicht, den sanft, gefällig lehrenden Italiäner; nicht, den lebhaften sich alles erleichternden Gallier, nicht den tiefdenkenden Britten; Wenn ich einen von ihnen gelesen habe, ist mir immer ein Deutscher eingefallen, der dabey sagen könnte was einer meiner verstorbenen Freunde einmal sagte, der Leipziger Lehrer der Anatomie, Janke: Man bewunderte in seiner Gegenwart die Abbildung eines sehr feinen und künstlichen Präparats (*): Er sahe es an. — So einen Kopf möchte ich wohl auch einmal machen!

Seiner Geschicklichkeit, seines Eifers war er gewiß, aber nicht ob es ihm Zeit und Umstände erlauben würden.

Nur eine Erinnerung dieser Art demüthiget mich, wenn ich die grossen Ausländer sehe; Einen Newton, der sich in der Einsamkeit, wo ihn Erfindungen ergötzten, so wohl befand, daß sich Barrow mehr Mühe geben mußte ihn zu Annehmung eines Lehramts zu bewegen, als ein deutscher Magister sich giebt, ein Lehramt zu erhalten;

Und gegen Newton, den, welcher gewesen seyn mußte, wenn Newton seyn sollte, Keplern! Er erweiterte nicht Wissenschaften, er erfand neue: Theorie der Planeten, anziehende Kraft, Dioptrik, selbst Rechnung des

(*) Die Nerven des Angesichts, von Hr. Meckel, Hist. de l'Ac. R. des Sc. et des B. L. de Prusse, Tome VII. (der Titel hat durch einen Druckfehler Année 1752. statt 1751.) Ich gebe diese Anzeige hier mit desto mehr Vergnügen, weil auch das Präparat selbst von einem Deutschen war.

des Unendlichen; ohne alle die grossen Männer vom Cartes bis auf Hugen zu kennen, durch deren Bemühungen Newton sich über sie erhob, ohne Werkzeuge zu Versuchen und Beobachtungen, — wie nenne ich so entbehrliche Dinge? ohne Brod.

Freylich, hat Deutschland nicht eine Menge Kepler; Aber Britannien auch nicht eine Menge Newtone; Und so wird diese Vergleichung, eine von vielen, die ich beybringen könnte, immer den Deutschen berechtigen zu sagen: So einen Kopf wollte ich wohl auch machen.

Was wird er aber wünschen, wenn dieser sein Gedanke, nicht immer nur ein beunruhigendes, fruchtloses, endlich niederschlagendes Bestreben bleiben soll?

Zuerst freylich, weil wir nicht blos Geister sind, die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Körpers. Und, muß er diese Bedürfnisse, durch das erwerben, wodurch Monarchen, wenn es gute Monarchen sind, die ihrigen erwerben, durch Geschäftigkeit die den Menschen nützt? so ist er bey solchen Geschäfften glücklich, die seinen Fähigkeiten, seinen Neigungen gemäß sind, wo auch sein beßrer Theil Nahrung findet, wo er Veranlassung und Muße hat, bekannten und lange gebrauchten Wahrheiten, neue Anwendungen, neue Einsichten beyzufügen.

Seine Bemühungen können Hülfsmittel erfordern, die er selbst sich nicht so leicht verschaffen könnte: Werden ihm dergleichen dargeboten, so vergrössert diese Freygebigkeit, den Eifer, den sie unterstützt.

Zum Wesentlichen, würde er nun eben nicht viel mehr verlangen. Wenn nicht der Gelehrte, so gut

als

als Der, dessen Werkzeug ihm auch ein Ehrenzeichen ist, seinen Stand, für einen Stand der Ehre hielte, wenn nicht auch ihn, schon ohne weitern Vortheil, auch nur Aufmerksamkeit und Achtung des Großen anfeurete.

Daß der deutsche Gelehrte, alles dieses in Göttingen genossen hat, ist bekannt; daß er etwas davon sonst nirgends genossen hätte, dieses zu sagen, wäre unanständig, selbst es mit einiger Zufriedenheit zu denken, niedrig, unter den Gedanken eines Geistes der den Werth der Wissenschaften kennt, und ihnen überall Ausbreitung und Schutz wünscht.

Die Gnade der Großen, sie äusere sich nun durch wirkliche Beförderung gelehrter Bemühungen, oder, wenigstens durch Beyfall, der den Gelehrten seine Kräfte anzustrengen treibt, ist allerdings wichtig für die Unterhaltung und das Wachsthum der Gelehrsamkeit. Der deutsche Gelehrte klagt doch oft in dieser Betrachtung über Kaltsinn, der bey den andern Nationen nicht seyn soll; ich kann nicht völlig urtheilen, wie weit seine Klagen gegründet sind, weil ich den Zustand der auswärtigen Gelehrsamkeit nur aus Nachrichten kenne: Manche dieser Nachrichten scheinen mir, wenigstens von den jetzigen Zeiten ohngefähr das zu sagen, was jener sagte, der aus dem Monde zu kommen vorgab: Es ist dorten alles so wie hier!

Aber, welcher deutsche Gelehrte, wünscht sich nicht in seine Zeiten, den römischen Mäcen zurück? statt Dessen, den er etwa so nennen muß. Man hat eine deutsche Lebensbeschreibung, wie der Titel heißt, der welt-

weltberühmten Person des Mäcenas, die ich vor diesem gelesen habe, nicht viel mehr aus ihr weiß, und sie nicht wieder nachzuschlagen verlange: Was ich von ihm, vor diesem im Horaz gelesen habe, das weiß ich noch, und lese es noch immer wieder. Der Minister eines Beherrschers der Welt, ein Mann dem Könige Cour machten, ergötzt sich mit den schönsten Geistern seiner Zeiten die aller nachfolgenden, noch unerreichte Vorbilder bleiben. Mit mehr Geschmacke, kann man sich nicht leicht ergötzen, und, nach meiner Empfindung, die freylich nicht die Empfindung aller Gelehrten seyn kann, ist nur noch eine Erhohlung von Regierungssorgen, die dieser gleichzustehen, allenfalls mit ihr abzuwechseln verdiente: die Betrachtung der Wunder der Natur, die Beobachtung des Himmels, die Erhohlung Julius Cäsars, Carl des Fünften, und Georg des dritten.

Indessen weil doch selbst Vitruv, seine Bücher nicht an den Mäcen, sondern an den Kaiser richtet, der ein hölzernes Rom fand, und ein marmornes hinterließ, so sehe ich nicht, warum Horazens Freund, eben der Heilige des Mathematikverständigen seyn soll? oder des Philosophen, oder des Geschichtschreibers, zumal dessen, der sich mit dem medio aeuo beschäftigt; am allerwenigsten was die drey obern Facultäten mit ihm zu thun haben?

Allen gelehrten Beschäftigungen Aufmerksamkeit gönnen; denen, die sich durch Reitz zu empfehlen suchen, und denen, die glauben ihre Wichtigkeit könne der Anmuth entbehren; denen, die allgemeiner Beyfall für nützlich erklärt, und denen, die wie Schutzgeister

die

die Sterblichen leiten, ohne von gemeinen Augen bemerkt zu werden; In allen diesen Wissenschaften, Leute die sich über das Mittelmäßige erheben, aufsuchen, sammlen, versorgen, unterstützen; Jedem von ihnen die Verrichtungen bestimmen, die ihm seine eignen Neigungen, seine gezeigten Geschicklichkeiten bestimmten, und dadurch sicher seyn daß er die Erwartung von ihm erfüllt, die sich auf seinen Charakter gründet; ohne Partheilichkeit für eine Wissenschaft, für einen Mann, jedem was er zu Beförderung seiner Untersuchung wünschet, gewähren; die Entdeckung dieser Wünsche von ihm verlangen; von dem Lehrer, der die Wissenschaften ausbreitet, von dem Erfinder der sie erweitert: Größe des Geistes in Regierung des Ganzen, mit unglaublicher Arbeitsamkeit in Lenkung aller einzelnen Theile verbinden; nicht die äuserlichen Handlungen durch Befehle, sondern die Herzen durch Leutseeligkeit beherrschen; selbst, wie die Gottheit Mängel der Menschen duldet, die sie zu Ausführung ihrer Absichten braucht; auch die Mängel der Gelehrten dulden; langmüthig, huldreich, ihre Unzufriedenheiten, ihre Uneinigkeiten, beruhigen, wenn gleich der Platz zwischen denselben bey weiten nicht so unterhaltend ist, als des Augustus Platz zwischen Maros Seufzern und Horazens Thränen. Allenfalls, Den, der übermenschliche Geduld mißbraucht, nur so strafen, wie auch die Gottheit, den unzufriednen Trotz aufs gelindeste straft, durch Erfüllung seines Verlangens; Und so, der ersten Stelle in der Verwaltung des Staates, gleich eifrig, den nicht so prächtigen, aber eben so mühsamen Schutz einer Universität beyfügen;

beyfügen; beyde, unverdrossen, unentkräftet, im späten Alter, bis an den Uebergang in ein besseres Leben fortsetzen; Das sind Züge einer Schilderung, zu der, jetzo noch, keine Zeit, keine Nation, einen Namen schreiben kann, als die unsrige.

Und dieser Deutsche, im Dienste eines Fürstenstammes, der seine Macht, seine Weisheit, seinen Eifer, sein Blut, allemal zu Germaniens Vortheil, Ehre, Rettung, angewandt hat, den Britannien rufte, Freyheit und Religion zu beschirmen; da bestimmt er den Wissenschaften einen Sitz, will, daß das Land, das noch immer Hermanne gezeugt hatte, auch Druiden und Barden haben soll! Fühlt, deutsche Gelehrte, den Werth den Er euch gab!

Bey dem Verluste eines verehrten Gegenstandes, verstatteten sie Thränen, dem weichern Geschlechte, Andenken empfohlen sie Männern; die Deutschen des Tacitus, Sie, für die doch, im Munde der Nachwelt leben, nicht die ganze Unsterblichkeit war, wie für philosophirende Römer, sie, die richtiger, erhabner, von der Unsterblichkeit dachten.

Andenken erhalten, heißt nicht: den Namen nennen, wie ihn ein Stein nennt. Es heißt: Handlungen unternehmen, wie dem Geiste, den wir ehren, gefallen würden, wenn Er sie sähe; was er veranstaltet hat, ferner seiner Bestimmung gemäß anwenden, Wohlthaten die er uns erzeigt hat, durch fortgesetzte Wirksamkeit derselben der spätern Nachwelt übergeben. So; nicht mit Worten, mit Tugenden, segne der deutsche, der göttingische, Gelehrte, Münchhausen!

VI.

VI.

Der Erinnerung Sr. Excell. des Wohlseel. Hrn. Cammerpräsidenten von Behr; als Oberältesten der kön. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gewidmet.

In einer feyerlichen Versammlung der Gesellschaft, den 11. Jan. 1772.

Von Jemanden, der unserer Verehrung und Liebe ist entrissen worden, sich zu unterhalten, ist eine traurige Wollust, der man sich wohl überlassen darf, wenn man auch seine eignen und die allgemeinen Empfindungen, für allen Ausdruck durch Worte, zu stark fühlt, wenn man auch nicht glaubt, daß sich mit Geiste und Kunst des Gelehrten, eine Lobrede machen lasse, die so viel sagt, als der Schmerz ganzer Provinzen.

So wird es der deutschen Gesellschaft verstattet seyn, sich Desjenigen jetzo zu erinnern, der an ihren allerersten Bemühungen als Mitarbeiter Theil genommen hat, dessen Schutze sie wesentliche Vortheile verdankt, und der ihr erlaubte, Ihn unter einer Benennung, die noch immer eine Fortdauer der alten Verbindung mit ihr anzeigte, zu verehren.

Es sind noch Mitglieder vorhanden, die der ersten Zeiten unserer Gesellschaft gedenken (*): diese versichern, daß nicht Geburt und Rang, allein, der Gesellschaft ihren ersten Aeltesten, nachmaligen Oberältesten verehrungswerth gemacht haben, daß Er auch in den schönen Wissenschaften, den anhaltenden Fleiß, den feurigen Geist, gezeigt hat, durch die er sich in ernsthafterer Gelehrsamkeit, unter den damaligen edlen Jünglingen auszeichnete, bald Einsichten und Eifer wieß, denen Länder ihr Wohl anvertrauen durften, der erste unter Georgiens Augustens Söhnen war, der sich so weit erhob, — und zu kurz ihr Pflegevater (**)!

Damals

(*) Die Gesellschaft entstand 1738; damals waren ihre ordentlichen Mitglieder Studierende, die sich unter Gesners und anderer hiesigen Gelehrten Aufsicht übten, man nannte daher Gelehrte, die nicht mehr Collegia hörten, wenn sie ihr beytraten, Ehrenmitglieder. Von diesen alten **Ehrenmitgliedern** führen einige Auswärtige immer noch diesen Titel, die ihn nach der jetzigen Verfassung der Gesellschaft wohl nicht erwarten würden, da die jetzigen **ordentlichen** Mitglieder, lauter hiesige Professoren sind.

Bey dieser ersten Einrichtung der Gesellschaft war der Hr. v. B. vom May bis Sept. 1738 Aeltester, und als Er nachdem anfing Staatsgeschäfte zu verwalten, suchte die Gesellschaft durch die Benennung des Oberältesten, zu erhalten, daß Er sich ihrer ferner erinnerte. Man s. Pütters Geschichte der Georg Augustus Univ. 145. §.

(**) Der Hr. v. B. hatte die Curatel der Universität im Anfange des Jahres 1771 übernommen; Er befand sich den 26. Nov. dieses Jahres zu Göttingen, (an eben dem Tage des vorigen Jahres war der Hr. v. Münchhausen gestorben) und starb den 26. Decemb.

Damals bin ich nicht gegenwärtig gewesen, und doch weiß ich von dem, was unsere Mitglieder rühmen, etwas mehr, als nur aus ihren Zeugnissen.

Ich verlohr im Jahre 1758, die Person, deren beständige Gesellschaft ich mir zu meiner Zufriedenheit gewünscht hatte: Einige Zeilen, die ich darüber aufsetzte, und die sich wenigstens durch die Wahrheit der Empfindung empfehlen müssen, übersandte ich dem Herrn v. Behr (*).

Seine leutseelige Antwort begleitete ein Gedicht, darinnen Er vordem den Verlust eines ihm sehr werthen Freundes beklagt hatte. Man läse es mit Rührung unter den Werken jedes unserer guten Dichter;

Aber welches Gefühl, welche Denkungsart, setzt bey seinem Verfasser derjenige Gebrauch zum Voraus, den er davon als Minister machte!

Bey diesem Vorfalle, war alles, wodurch sein Herz sich äusern konnte, ein edles Mitleiden. Für unzählig andere Gelegenheiten, hatte die Gottheit diesem Herzen, das ihr an Güte so ähnlich war, auch Etwas von ihrer Macht zu helfen vertrauet, und ihm dadurch das größte Vergnügen gewähret, dessen menschliche Empfindung fähig ist. Vermag Etwas, einem solchen Geiste den Uebergang in ein besseres Leben schwer zu machen, so ist es nur der Wunsch, in einer Welt zu bleiben, wo er noch wohlthun könnte.

Dieser Theil des Herrn v. Behr Charakter, will nicht beschrieben, nur empfunden seyn. Man verstatte mir also von desselben Betrachtung, mich durch

(*) Die beyden Elegien, die in gegenwärtiger Sammlung unter den Gedichten die sechste Stelle einnehmen.

alte Geschichte zu zerstreuen, an die Seine Verbindung mit unserer Gesellschaft mich erinnert hat.

Es war eine Zeit, da Höfe deutscher Kaiser und Fürsten, der Aufenthalt der deutschen Dichtkunst waren. Helden und Heldentöchter sangen große Thaten, sanfte Empfindungen, Tugendlehren. Noch reitzen uns ihre Lieder, ihr Deutsch zu lernen.

List der Geistlichkeit entzog den Laien Witz und Wissenschaften; zwar gieng es hiebey denen, die den Laien diese Vorzüge raubten, wie jenen, die selbst nicht in das Himmelreich wollten, und die abhielten, welche hinein wollten. Indessen, vergaß doch darüber, der deutsche Adel, nicht nur zu dichten, selbst zu lesen, und die Dichtkunst erniedrigte sich zur Belustigung des Pöbels.

So verlohr die deutsche Muse ihre Würde, sie verlernte anständigen Ausdruck, feine Sitten, selbst Heldenthaten wußte sie nicht mehr zu singen, denn sie begleitete nicht mehr den Ritter in die Schlacht, sie schrieb nur nach, was der Landsknecht dem Meistersänger erzehlte.

Aber sie ward auch für diese Verachtung gerächt. Der Adel versank in Tummheit und Wildheit, und die niedrigste unter allen sinnlichen Ergötzungen, die Ergötzung, sich empfindungslos zu trinken, ward der Charakter der Großen in der Nation.

Das Licht der alten Gelehrsamkeit brach wieder hervor; Italien schickte es Deutschland zu, und erstaunte, als ihm Deutschland einen stärkern blendenden Glanz zurück sandte. Doch dieses Licht mußte seine völlige Stärke anwenden, die Finsternisse der vier Facultäten

zu vertreiben; die es noch jetzo nicht ganz vertrieben hat; daher erheiterte es nicht den Adel, nicht das Volk;

Nur ein Ulrich von Hutten spottete über die gelehrten Barbarn, in Lateine, das sie nicht verstanden, und verdeutschte ihnen seinen Spott mit seinem Schwerte.

Endlich vereinigte doch, Achtung für den Werth und die Zierde unserer Sprache, die erste deutsche Gesellschaft, nicht auf einer Universität, sondern an einem sächsischen Hofe; bey ihr waren Fürsten und Edle, nicht wie sie sich jetzo noch gefallen lassen, gelehrten Gesellschaften beyzutreten, Ehrenmitglieder, sondern Stifter. Die Helden die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, für unser Vaterland fochten, durch deutsche Tapferkeit und Standhaftigkeit, gegen oft überlegene Macht, doch so viel noch erhielten, daß in Deutschland die Freyheit der Staaten und die noch kostbarere Freyheit der Gewissen, nicht gänzlich unterdruckt wurde, eben die, schützten auch Sprache und Witz des Vaterlandes, als Mitglieder des Palmenordens.

Es ist keine Schmeicheley von ihnen zu sagen, daß ihr patriotischer Eifer, ihr Ansehen, ihre Macht, die Barbarey zurück gehalten haben, die jener unglückliche Krieg, über Deutschlands Sprache zu bringen drohte. Denn, über andere Theile der Gelehrsamkeit hat er sie wirklich gebracht. Theologie und Jurisprudenz, die sich durch die alte Litteratur gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts etwas gehoben hatten, sanken wieder zu der Tiefe der Scholastiker und Glossatoren.

Die deutschen Schriftsteller dieser Zeiten, und das sind meistens die eigentlichen gelehrten Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft; die sind gegentheils besser,

als die deutschen Schriftsteller der nächstvorhergehenden Jahre; diejenigen unter ihnen, die vornämlich ernsthaften Unterricht zur Absicht hatten, behalten auch jetzo noch ihren Werth, dergleichen sind: v. Seckendorf, Schottel, Hortleder, Olearius; die deren Entzweck mehr Ergötzung war, haben mehr verlohren, auch deßwegen mit, weil Ergötzungen sich wie Moden ändern; an ihrem Witze, ist oft nur das tadelhaft, daß er nicht ganz deutsch ist; daß er lateinisch, italienisch, französisch seyn soll, daher kömmt er uns jetzo vor, wie unsern Nachkommen der jetzigen Deutschen brittisch und orientalisch seyn sollender Witz vorkommen wird.

Indessen sind diese veralterten deutschen schönen Geister, jetzo noch immer für uns lesbarer, als für den Franzosen seine gleich alten Landsleute: Ja, die Gallier haben nicht einmal jemanden in diesen Jahren unserm Opitz entgegen zu setzen.

Freylich, nicht alle dieser Schriftsteller, besaßen Opitzens philosophischen, durch alte Gelehrsamkeit gebildeten Geist, doch wären auch den deutschen Calpreneden, Saint Amands und Chapelains, schon damals gleich, deutsche Boileaus, Racinen und Voltären gefolgt, wenn der ansehnlichste Theil der deutschen Großen ferner gedacht hätten, wie ihre Vorfahren

Das Volk, das Helden zeugt, soll ihre Thaten singen;
So weit sein Ruhm erschallt, soll seine Sprache dringen.

Statt dessen machten sich viele von ihnen lieber dadurch lächerlich, daß sie Französisch mit Sprachschnitzern und deutscher Steifigkeit redeten.

Gäben

Gaben einer Nation, angenehme Schriftsteller, besonders in ihrer Sprache, auch nur eine unschuldige Ergötzung, so wäre, dieselbe zu lenken, dadurch die Erniedrigung zu schlechten, selbst schädlichen Ergötzungen zu hindern, so wenig unter den Geschäften derer, die für das Glück der Nation wachen, so wenig kluge, liebreiche Aeltern, auch die Spiele ihrer Kinder, ihrer Aufmerksamkeit unwerth achten.

Doch, Witz, Schönheit des Ausdrucks, Anmuth des Vortrages sind etwas mehr, als eine Geschicklichkeit Spielzeug zu schreiben, bey demjenigen, der mit ihnen gründliche Wissenschaften verbindet. Der macht durch Erleichterung des Nachdenkens nützliche Lehren, auch solchen Lesern begreiflich, die tiefsinnige Schlüsse nicht gefaßt hätten; er erwirbt der Wahrheit durch eine reizende Einkleidung Liebhaber, denen sie in ihrer ernsten Gestalt, anfangs nicht gefallen hätte; durch ihn, wird Lesen, Denken, Forschen, eine Ergötzung, die sich durch alle Stände des Staates ausbreitet, und in der aufgeklärten Nation erheben sich Künste und Gewerbe.

Schöne Wissenschaften, auf diese Art angewandt, dürfen wohl allezeit den Schutz patriotischer Minister hoffen; und wenn unsere Gesellschaft, immer Etwas dergleichen leistet, so wird sie allemal werth bleiben, daß ein von Behr ihr Oberältester gewesen ist!

VII.
Ueber den Werth der Mathematik, wenn man sie als einen Zeitvertreib betrachtet.

An Herrn Mestral v. St. Saphorin (*).

Hochwohlgebohrner Herr Cammerjunker,

Es ist ein besonderes Vergnügen für mich, Ihnen bey dem Fleiße, den Sie auf die Mathematik wenden, nützlich zu seyn: Dieses Vergnügen wird noch durch die Art, wie Sie meine Dienste brauchen, vergrößert; Ich bin bey Ihnen nicht verbunden als ein Lehrmeister dem Schüler alles nach der Ordnung vorzubuchstabiren; sondern ich darf nur einem Freunde da rathen, wo er Stellen antrift, die ihm bey seinem eignen Fleiße, oft nicht einmal für seine Kenntniß zu schwer, sondern nur, weil der Verfasser nicht den bequemsten Ausdruck gewählt hatte, zu dunkel sind.

Zu diesen Untersuchungen, bey denen ich Ihre Geduld öfters bewundert habe, treibet Sie keine Pflicht, keine

(*) Die Schrift ist 1759 zu Göttingen bey Rosenbusch gedruckt worden. Der Herr von St. Saphorin war damals Kön. Dänischer Cammerjunker; er ist nachgehends als K. D. Gesandter in Polen bekannt worden, und befindet sich jetzo, wo ich mich nicht irre, mit eben dem Charakter in Italien. Er hat die deutsche Sprache in Göttingen gelernt, ehe er darinnen fertig war, gab ich ihm die Erläuterungen, die sein Fleiß in der Algebra verlangte, in französischer Sprache.

keine Vorstellung einiges Nutzens, so wie dieses Wort von den meisten Menschen genommen wird. Es sind aber die meisten Menschen nach der Anmerkung meines verstorbenen Freundes Mylius, den kleinen Kindern ähnlich, die nichts zu brauchen wissen, als was sie ins Maul stecken können. Sie Hochwohlgebohrner Herr, reizet zu ihrem Fleiße nur die Wollust an, welche uns diese Untersuchungen gewähren; Eine Wollust, die dem gemeinen Haufen der Menschen so unbegreiflich ist, als einem Blinden die Schönheit der sichtbaren Welt. Auch hier vergnügt mich die Aehnlichkeit unserer Gesinnungen; Vor einigen zwanzig Jahren, ehe ich daran dachte, ob die mittelmäßigen Einsichten zu denen ich damals den Grund legte, mir je die Gnade großer Beförderer der Wissenschaften, und den Neid großer Pedanten zuziehen könnten, nahm mich die Mathematik ein, wie einen siebzehnjährigen Jüngling eine Schöne einnimt, ohne daß der kluge Rath wohlmeynender Eltern viel Eindruck bey ihm macht: sich auch um ihr Vermögen zu bekümmern. Vielleicht ist dieses Gleichniß etwas zu stark; denn ich muß es gestehen, daß ich meine Geliebte eben nicht vergötterte; Sie war für mich nur das, wofür sie der Hr. v. Haller erklärt hatte:

— Ein Zeitvertreib von recht vernünftgen Leuten.

Ich denke noch jetzo so von ihr, und da Sie Hochwohlgebohrner Herr auch dieser Meynung sind, so werden Sie am besten urtheilen können, wie richtig die Gründe sind, die mir allezeit darzuthun geschienen haben: Daß die Mathematik auch nur, in so fern sie als ein Zeitvertreib betrachtet würde, einen besondern Werth habe. Daß ich Ihnen diese Gründe gedruckt

 vorlege,

vorlege, geschieht aus einer kleinen Eitelkeit. Ich suche die Freundschaft mit der Sie mich beehren bekannt zu machen. Ich wünsche aber auch zugleich, da Sie uns nun bald verlassen werden, mein Andenken einigermaßen bey Ihnen zu erhalten.

Was wir als einen Zeitvertreib ansehen, hängt mit den Geschäften, zu denen uns unsere Pflichten verbinden, nicht nothwendig zusammen. Wir setzen zum voraus, daß diese Geschäfte uns Augenblicke frey lassen, die wir zur Ruhe von Arbeit nach unserm Gefallen anwenden können. Für den Körper, besteht diese Ruhe im Schlafe; für die Seele, wenn sie nicht ihr Bewußtseyn einem abgematteten Körper zu Gefallen auf einige Zeit verlieren muß, in einem beständigen Wechsel von Vorstellungen. Daher nehmen wir zum Zeitvertreibe, oder, welches eben so viel gesagt ist, blos zum Vergnügen, oft Dinge vor, die nicht was Leichteres, sondern nur was Anderes sind, als unsere ordentlichen Arbeiten. Der Schriftsteller, der zum Zeitvertreibe einmal spielt, denkt oft mehr nach, wenn er den Pagat den wenig Tarocs bedecken macht, als wenn er einen belesenheitsvollen H. in sein Werk abschreibt. Kann uns etwas mehr Zeitvertreib in dieser Absicht gewähren, als die Mathematik? Kann uns etwas mehr abwechselnde Vorstellungen gewähren? Können wir irgendwo anders mehr als bey ihr

— — alles schön und doch verschieden finden
Und den zu reichen Schatz, stets graben, nie ergründen.

v. Haller.

Der

Der enge Kreis der Ergötzungen der Höfe, wo, wenn man Voltären glauben darf, oft die Langeweile zwischen Majestäten gähnt, verschwindet gegen den Veränderungen die sich dem Mathematikverständigen darbieten. Diese Veränderungen schildern, hieße Alles schildern, was die sinnliche Welt in sich faßt, das Werk eines Schöpfers, den Plato für einen ewigen Geometer erklärte, und damit ohne Zweifel würdiger von ihm dachte, als die christlichen Weltweisen, die diesen Schöpfer ohne Grund handeln, und damit Er frey bleibt, ja nicht das Beste wählen lassen. In dieser Welt, wird kein Platz so öde seyn, wo der Mathematikverständige nicht Größen, Figuren, Kräfte, abzumessen hätte. Die Kenntniß der drey Naturreiche, eine der anständigsten Unterhaltungen für den Menschen, vertieß ihren Liebling Hasselquisten auf dem Meere; Eine See die von dem prächtigen Gewölbe des Himmels begränzt wird, war nur ein Schauspiel für seine Augen; der mathematische Kenner der Natur, hätte hier eine Ergötzung für den Verstand gefunden (*). Wären selbst alle sinnliche Gegenstände um den Freund der Mathematik erschöpft, so schaffen ihm seine Gedanken eine Welt voll Zahlen und Linien, die ihm unendliche Veränderungen darbietet. Ein sandichtes Ufer, diente dem rhodischen Geometer, wenigstens Figuren zu entwerfen, und dadurch dem schiffbrüchigen Philosophen zu entdecken, daß Menschen da wohnten (**).

Ich weiß es wohl, daß dieses, was ich eine Mannigfaltigkeit von Ergötzungen nenne, Vielen, und besonders

(*) Hasselquist, resa til heliga Landet; 1749. Sept.

(**) Vitruv. Praef. Lib. VI.

sonders vielen Gelehrten, als die beschwerlichste Bemühung vorkommen wird: Mir fällt es nicht ein, jemanden, nach dessen Geschmacke eine Sache nicht ist, zu beweisen, sie müsse nach seinen Geschmacke seyn; Ich befürchtete mich dadurch der Gefahr auszusetzen, daß man mir vordemonstrirte: Schnupftoback sey was Angenehmes, Tabackrauchen ein Zeitvertreib, und Weintrinken wie der Morgenländer, der noch keinen Wein trinkt, Opium nimmt, ein Vergnügen. Doch das, sollte ich meynen, ließe sich wohl aus der Erfahrung darthun, daß auch bey vielen, die nie den Namen Mathematik gehört haben, eine große Menge von Vergnügungen mathematisch ist. Alle Spiele, die ungleich voll von Nachdenken, in langer Ordnung vom Schach bis tief unter das Pochen hinunter gehen, vergnügen, weil man bey ihnen rechnet, und Fontenelle hat sie längst für eine natürliche Algebra erklärt (*). Ohne die natürliche Geometrie, vermöge der unsere Seele Proportion und Eurythmie bemerkt,

Das Maaß im Auge trägt die Größen zu vergleichen;

würde uns keine von den Künsten rühren, die nur für das Gesicht sind, weder die Mahlerey, noch die Bildhauerkunst, noch die Baukunst, noch die Tanzkunst, selbst diejenige unter den schönen Künsten nicht, wo uns die Meisterinn mit ihrem Werke zugleich gefällt, die Geschicklichkeit des Frauenzimmers sich zu putzen. Und bey jenen musikalischen Schönen, die, wenn sie von einer Harmonie anders urtheilten als Euler, die ganze Secte der Tonkünstler für sich haben würden, welche die Empfindung zur Richterinn annimt, ist das

Ohr

(*) Eloge de Mr. d'Angeau.

Ohr ganz arithmetisch obgleich vielleicht unter zehen kaum eine das Einmaleins kann. Wenn ich bey den neunen nicht gar zu großen Zorn verdiente, daß ich sie mit einem Geschöpfe vergleiche, welches vor diesem auch ein Frauenzimmer war, und mit der Göttinn der Weisheit um den Vorzug der Kunst gestritten hat, so würde ich hinzusetzen, daß mir bey Ihnen die Spinne einfällt, die ohne Zirkel und Linial, Parallelen und ähnliche Polygonen macht.

Who made the Spider parallels design,
Sure as De Moivre without rule or line?

Pope.

So breitet die Mathematik; als eine bescheidene Wohlthäterinn, ihre Vergnügungen über das menschliche Geschlecht aus. Viele lernen die Hand nicht kennen, die ihnen Ergötzungen mittheilt: Nur aufmerksame Gemüther entdecken es, wem sie dafür zu danken haben; und ohne Zweifel wird ihnen ihre Dankbarkeit mit noch mehrern Ergötzungen vergolten.

So weit treibe ich zwar meine Dankbarkeit gegen die Mathematik nicht, daß ich von keiner Hand als von der ihrigen, Ergötzungen annehmen wollte. Seitdem ich habe kennen lernen, was mir die Vorsicht zum Wohl auf dieser Welt zugedacht hat:

Ein redlich Herz, genügsam im Begehren,
Und einen Geist, den Denken glücklich macht.

Seitdem habe ich geglaubt, Alles gehöre zu meinem Vergnügen, was einen denkenden Geist beschäftigen kann, und ich gerieth einmal auf die Eitelkeit, von

allen

allen Wissenschaften mit denen ich in einige Bekanntschaft kommen konnte zu sagen (*)!

Noster in has omnes ambitiosus amor.

Das war weiter nichts als ein Zeitvertreib für mich, denn so hauswirthlich gieng ich mit meinen Stunden nicht um, wie die Gelehrten, die von allen Wissenschaften die allerersten Anfangsgründe lernen, um darüber Leuten die noch nicht einmal so wenig als sie davon wissen, Collegia zu lesen. Aber die Erkenntniß habe ich meiner Eitelkeit zu danken: daß ganz verschiedene Wissenschaften einen Geist vergnügen können; daß der Grad des Vergnügens das ihm jede giebt, nebst andern vielleicht zufälligen Ursachen, auf den Geschmack ankömmt, den der Schöpfer aus sehr weisen und gütigen Absichten, bey verschiedenen Seelen so verschieden gemacht hat, und daß man also keine Ursache hat andere Wissenschaften zu verachten, wenn man zu einer gesagt hat, was bey dem nur angeführten Dichter, nach den Worten: Elige cui dicas (**) folgt, die ein Erzbischoff auf seine Münze setzen ließ, und damit einen großen Kenner der Geschichte verleitete sie in der Concordanz zu suchen (***). In der That erinnern mich die Gelehrten, die ihren Theil der Gelehrsamkeit allein hoch schätzen, allemal an die Zeiten der irrenden Ritter; und wenn ich mir das Glück versprechen dürfte, wie der Herr v. Bar, an Dinge die nicht lesen können, Briefe zu schreiben die jedermann liest, so würde mein erster Versuch an Don Quixote gerichtet seyn.

Held,

(*) Ouid. Amor. II. el. 4.

(**) Art. I. 42.

(***) Köhlers Münzbelust. 1746. 32. St.

Held, dessen Tapferkeit Cervantes Witz erhebt,
Du, der den Amadis und Arthur überlebt,
Man lacht, wenn man dich sieht Castilien durchreiten,
Der Allerschönsten Ruhm, Aldonsen (*) zu erstreiten;
Doch, dir an Eifer gleich, und oft mit schwächrer Kraft,
Kämpft jetzt noch ein Pedant, für seine Wissenschaft,
Die er doch, wenn er sie schwer, reizend, nützlich, nennet,
Wie du Dulcineen, vielleicht noch minder, kennet.

Von demjenigen, der alle Wissenschaften verachtet die der enge Raum seines Gedächtnisses nicht faßt, urtheile ich, dieser Raum sey selbst für seine Hauptwissenschaft zu enge. Er nennt Kenntnisse für sich zu schlecht, die er zu schwer nennen sollte. So hat derjenige nicht nöthig sich zu entschuldigen, den, eben die Stärke des Geistes, die ihn in einer Wissenschaft groß gemacht hat, in jeder andern, auch so groß würde gemacht haben, auf die ihn Neigung oder Umstände, statt jener gebracht hätten; Ein Lehrer des großen Germaniens in dem wahren Gebrauche und der würdigen Nachahmung der ewigen Muster des Alterthums, ein Melanchthon oder Gesner.

Den Vorzug, gestehen doch selbst billige Freunde der übrigen Wissenschaften, der Mathematik zu, daß sie uns mit lauter sichern Wahrheiten beschäftiget, da uns anderswo, eben soviel Scharfsinnigkeit und Fleiß, oft nur zu Muthmaßungen führen. Die ruhige Zufriedenheit, die der Mathematikverständige darinnen findet, daß er gewiß weiß, er denke richtig, ist der

Natur

(*) Das Bauermägdchen das Don Quixote in seine Prinzessin verwandelte, heißt in der Grundsprache Aldonça Lorenço.

Natur einer menschlichen Seele, die zum Denken gemacht ist, ohne Zweifel gemäßer, als das Geräusche der Streitigkeiten, in dem andere Gelehrten oft ihre Ergötzung und ihre Nahrung finden. Die beyden Euklides werden uns, einer vom Pappus, der andere vom Diogenes Laertius, beschrieben; jener als ein sanftmüthiger und friedliebender Geometer; dieser als ein hitziger und zänkischer Philosoph. Sollte sich hier nicht der Einfluß der Wissenschaften gezeigt haben, mit denen sich jeder beschäftigte?

Der Geist, der sein Vergnügen darinnen findet, Wahrheiten zu erkennen und aus einander zu folgern, bildet sich dadurch einen Geschmack, dem auch außer der Mathematik nichts gefällt, wo er nicht Wahrheit, Zusammenhang und Vernunft antrifft. Denn auch da, wo keine geometrischen Beweise statt finden, läßt sich eine hypothetische Wahrheit, eine Uebereinstimmung des Folgenden mit dem Vorhergehenden, und eine Verbindung, die ein Ganzes macht, beobachten. So kann, vielleicht nicht eine Rechenmaschine, aber doch ein mathematischer Geist, an den Erdichtungen eines Poeten Gefallen finden, von dem Horaz sagen würde

— — ita mentitur, sic veris falsa remiscet
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Gegentheils würde mir ein Geometer, dem ungereimte Märchen eine langwierige Ergötzung geben könnten, vorkommen, wie ein guter Tänzer, der über das Taumeln eines Trunkenen länger als ein paar Minuten zu lachen im Stande wäre. Dieser Geschmack an der Wahrheit, schränkt sich nicht nur auf Bücher ein,

er

er erstreckt sich auch auf den Umgang und die Gespräche. Auch hier können sich nur Leute, die nie einige Uebung gehabt haben, vernünftig zu denken, die Zeit mit thörichten und sich selbst widersprechenden Erdichtungen vertreiben. Sie sind nicht nur deßwegen zu bedauern, weil sie keinen anständigern Zeitvertreib wissen, sondern noch mehr, weil sie sich dadurch übelern Urtheilen aussetzen, als sie wirklich verdienen. Wie unrecht geschiehet nicht oft denen, die erdichtetes Böses von andern reden. Man schreibt wohl gar ihr Verfahren einem bösen Herzen, einer Verderbniß ihrer eignen Sitten zu, nach der sie glauben, alle Leute sind so befleckt, als sie. Und doch muß man ihnen, wie Rabner dargethan hat (*), eine große Menschenliebe zugestehn, dabey ihr ganzer Fehler in der Schwäche ihres Verstandes beruhet. Ich wenigstes sehe bey dieser Begierde Böses von Andern zu reden, nichts weiter, als die unschuldige Sehnsucht sich die Zeit zu vertreiben, ohne Verstand, solches auf eine geschicktere Art zu bewerkstelligen. Daß Leute, bey denen diese Begierde herrscht, sehr wenig Verstand besitzen, erhellt aus ihrer Leichtgläubigkeit, mit der sie Erzählungen Beyfall geben, die ein zahnloses Mütterchen, das alle Hexen und Gespenstergeschichten glaubt, ohne Prüfung nicht würde angenommen haben, und aus ihrer Geschicklichkeit, über die bedeutungsleersten Umstände, Auslegungen zu machen, die närrischer sind, als die Auslegungen der Träume in Traumbüchern. Daß sie aber keine gefährlichern Absichten hegen, als die ich angezeigt

(*) sat. Schr. IIII. Th.

angezeigt habe, beweise ich unläugbar daraus, weil meistens von ihnen selbst mehr Uebels, und mit geringerer Unwahrscheinlichkeit gesagt wird, und weil ich sie doch für so gar einfältig nicht halte, daß sie nicht wissen sollten, wer selbst ein gläsern Dach hat, solle seinem Nachbar die Fenster nicht einwerfen, die man in allen Häusern ohne Bedenken zerbrechlich macht. Auch richten sie dadurch kein größer Unglück an, als nur, daß sie den Ohren ein wenig beschwerlich fallen, wie ungesittete Knaben aus keiner schlimmern Absicht schwärmen, als weil sie nichts klügers vorzunehmen wissen.

So unschädlich zu lügen ist ja wohl nicht strafbar; höchstens zeigt es nur einen elenden Geschmack in der Wahl des Zeitvertreibes an, und die Untersuchung hievon gehört weniger für den Moralisten, als für den Kriticus; wie dieses ein englischer Kunstrichter in der unten angeführten Schrift umständlich erwiesen hat (*). Der Kritikus selbst, wird nicht so unhöflich seyn, und mit einer allzumürrischen Verurtheilung dieses Zeitvertreibes, von dem größten Theile des schönen Geschlechtes, in den Spinnrockenstuben, wie in den Visitenzimmern, ein widernatürliches Stillschweigen erwarten.

Bey dem edlern Zeitvertreibe, den uns die Mathematik gewähret; bey dem erhabenen Geschmacke, den sie uns giebt, nur an Wahrheit Vergnügen zu finden, gestehe

(*) Jonathan Swift; historischkritischmoralische Abhandlung von den alten Weibern, männlichen und weiblichen Geschlechts, auch allerley Standes und Alters, mit wahren Exempeln erläutert, und mit Bildnissen der berühmtesten alten Weiber unter den Neuern, ausgeziert; aus dem Englischen übersetzt; mit Anmerkungen des Uebersetzers. Frf. und Leipzig 1760. III. Buch 4. Cap. 5. §.

gestehe ich gern, daß ihre Anwendung auf die wirkliche Welt, von der Gefahr zu irren nicht gänzlich frey ist. Aber die Irrthümer sind da wenig gefährlich, weil meistens bekannt ist, wo und wieviel man irren kann. Man weiß wie unvollkommen die Beobachtungen der alten Sternkündiger sind; also wendet man sie zu keinem andern Gebrauche an, als zu demjenigen, wo ihre Schärfe zureicht: Man berechnet die Bewegung der Körper, denen die Luft widersteht, nach Hypothesen, bey denen verschiedenes, das betrachtet werden sollte, aus den Augen gesetzt wird (*): Also sieht man auch diese Rechnungen nur als Näherungen an, die uns nach und nach den Weg zu einer vollkommenern Erkänntniß bähnen. Es ist was Unangenehmes, daß der Mathematikverständige, mit der völligen Gewißheit nur die befriedigen kann, die sich mit ihm an einer erhabenen Theorie vergnügen; und daß er nicht vollkommen so sicher ist, wenn er den Nutzen seiner Lehren denen begreiflich machen will, die nicht nachdenken, sondern nur empfinden können. Gleichwohl hat er auch hier vieles zum voraus; er kann das, was seine Maschine thun wird, meistens gewisser vorhersagen, als beyde Sittenlehrer, der philosophische und der christliche, die Frucht ihrer Vermahnungen: Er verkündiget die Verfinsterungen der Himmelslichter zuverlässiger, als der Geschichtschreiber die Begebenheiten des jetzigen Krieges erzählt.

Diese Unvollkommenheit der angewandten Mathematik, ist nicht ihr eigen; Sie ist, wie es mir scheinet,

(*) Euler Recherches plus exactes sur les moulins à Vent; §. 1. Mem. de l'Ac. de Pr. 1758.

das Loos aller Wissenschaften, die man im gemeinen Verstande nützlich nennt: keine kann sich rühmen, daß sie ihre Kenner in den Stand setzt, ihre Absichten allemal gewiß zu erreichen, und die Unsicherheit ist desto größer, je wichtiger diese Absichten sind. Diejenigen, welche durch Gesetze und Erklärungen derselben, Ordnung und Ruhe im bürgerlichen Leben zu erhalten bemüht sind, wie gefährlich finden sie nicht etwas mit Gewißheit zu entscheiden (*)? Der gelehrteste Urtheilsverfasser, der sein V. R. W. mit eben der Zuversicht hinschreibt, wie der Geometer sein W. Z. E. und doch solches durch ein: Nunmehr aus den Acten soviel zu befinden, oder übel gesprochen und wohl appellirt, umgestoßen sieht, und der geschickteste Sachwalter, der die Sache, die ihm am gerechtesten scheint, verlieren kann: Und die Ungewißheit der Aerzte, ... die brauche ich nur zu nennen, denn von ihr ist schon alles Mögliche auf alle mögliche witzige und unwitzige Arten gesagt. Die Anmerkung muß ich nur noch zu Erläuterung meines Satzes beyfügen, daß ihre Ungewißheit in der Verhältniß größer ist, als die Ungewißheit der Rechtsgelehrten, in welcher das Leben wichtiger ist, als das Eigenthum.

Ich weiß nicht, ob mein Einfall die Untersuchung gründlicher Philosophen aushalten wird: Es kann wenigstens nicht schaden, ihn derselben hier vorzulegen. Der Schöpfer, der unsere Seelen in einen Stand der Prüfung setzte, war zu gütig, als von ihnen zu verlangen,

(*) Omnis definitio in iure periculosa, habe ich gelernt, als ich noch ein Knabe war. Wo es steht, werden die wissen, die es angeht.

langen, daß sie ein Menschenalter ohne Ergötzungen, zubringen sollten: Deßwegen umgab er uns mit einer Menge von Gütern, und ließ uns zu Einsichten gelangen, die solche zu erhalten und zu gebrauchen dienten. Aber der Genuß dieser Güter sollte nicht unser wahres und beständiges Glück seyn. Daher giebt er sie nicht völlig in unsere Gewalt, und läßt uns nie soviel lernen, als uns ihren Gebrauch vollkommen versicherte; wir sollen sie als etwas Geliehenes, nicht als ein Eigenthum ansehen, bey dem uns unsere Wachsamkeit beständig schützen könnte; wir dürfen nach ihnen mit einer Hoffnung streben, die sich der Vorsicht unterwirft; nicht mit einem Vertrauen, das sich auf die Unfehlbarkeit unserer Kenntnisse gründete. Deßwegen finden unsere Untersuchungen da am ersten ihre Schranken, wo die Neigung zum Irdischen, sie am liebsten recht weit treiben wollte, und der Gelehrte, muß immer da seine Unwissenheit gestehen, wo eine untrügliche Wissenschaft, ihn bey denen, die ihn brauchen, zum Gotte machen würde. Die Wissenschaften, bieten ihm nach des Herrn v. Maupertuis sehr richtigen Gedanken (*) das Ueberflüßige dar, und versagen ihm das Nothwendige: Sie entdecken ihm einige Wahrheiten von geringer Wichtigkeit, und lassen die, welche für uns die wichtigsten wären, im Dunkeln. Nur bey solchen Kenntnissen kann er sich höher erheben, wo ihn die Bewunderung der Welt eben nicht stolz machen darf, weil sich die Welt ordentlich dabey erklärt, daß sie ihn wegen seiner Größe, nicht wegen seines Nutzens, ohnge-

(*) Epitre à Mr. Du Velaër; Oeuvr. de M. de M. T. I. ed. de Lyon.

fähr wie der Pöbel einen Straus oder einen Rhinoceros, bewundert. Auch gelingt es ihm nicht einmal, allezeit Bewunderung zu erhalten. Er muß alsdann blos mit seinem Vergnügen zufrieden seyn, und es machen wie unsere Grillen, die eben so lustig singen, ob sie gleich nicht die Ehre haben, wie die spanischen von Vornehmen in Bauern gefüttert zu werden (*).

Die Zeit sich in der eigentlichen Bedeutung vertreiben, wie diese Redensart von vielen Leuten genommen wird; und wie das Französische die Zeit tödten mit mehrerm Nachdrucke anzeiget, scheinet mir vernünftigen Wesen höchst unanständig, und bey einer Klage, welche zum voraus setzt: daß man zuviel Zeit haben kann, bey der Klage gedankenloser Menschen, daß ihnen die Zeit lang wird, freue ich mich allemal, daß doch noch kein Studirender so ein Klos gewesen ist, darüber zu klagen, daß er einen gar zu starken Wechsel bekommen hätte, da ihm bange wäre, wie er solchen tödten wollte. Am allersonderbarsten ist es, daß oft diejenigen am meisten auf Zeitvertreib sinnen, deren Leben nicht für den zehnten Theil der Pflichten zureichen würde, die sie über sich genommen haben: Ohngefähr wie ein Vornehmer kein Geld für seine Gläubiger, aber für seine Maitressen hat. Ich habe den Zeitvertreib vorhin als eine Ruhe angesehen. Die Ruhe der Seele hat noch etwas vor der Ruhe des Körpers zum voraus; bey der letztern, werden nur neue Kräfte gesammlet, bey der ersten kann die Seele zur Abwechslung etwas vornehmen, das sie selbst zu ernsthaftern Absichten geschickter

(*) Osbeck, Dagbok öfwer en Ostindisk Resa 1751. Feb. 10.

schickter macht. In allen Wissenschaften wären Lehren für die Ausübung und in allen Künsten nützliche Arbeiten, unentdeckt geblieben, wenn man sich nicht mit der Theorie, und mit künstlichen Spielwerken, die Zeit vertrieben hätte. Dieses gilt auch von dem Zeitvertreibe der blos theoretischen Mathematik, und ich weiß nicht, wo ich anfangen oder aufhören sollte, wenn ich erzehlen wollte, wie oft eine bloße Belustigung des Verstandes durch eine geschickte Anwendung ihre Ehre bey denen gerettet hat, bey denen eine bloße Belustigung des Verstandes unnütz heißt. Entdeckungen, die noch diesen Vorzug vor andern Entdeckungen haben, daß man auch Allen begreifliche Vortheile von ihnen erhält, geben ohne Zweifel dem Mathematikverständigen ein vergrößertes Ergötzen: und Hugen freute sich über seine Kenntnisse von der Radlinie gewiß noch mehr, als er sahe, wie diese Kenntnisse bey Uhren zu gebrauchen wären. So empfinden diejenigen unter den Göttingischen Bürgern, welche die Vorsicht doch noch eines menschlichen Herzens gewürdiget hat, das Vergnügen wohlzuthun, verdoppelt, bey schmachtenden Franzosen, die uns Friedrich von Roßbach, oder Ferdinand von Minden, zuschickt.

Sollte dieser Zeitvertreib, den ich bisher betrachtet habe, nicht noch einen wichtigern Vortheil bringen können? Dem Herrn v. Maupertuis, mißfällt es, daß man die Mathematik bisher nur entweder zu groben Bedürfnissen des Körpers, oder zu fruchtlosen Speculationen des Verstandes angewandt hat (*). Wie aber,

(*) Essay de Cosmologie; Oeuvres de M. de M. Ed. de Lyon T. I. p. 22.

aber, wenn die Speculationen, ohne den groben Bedürfnissen des Körpers auch auf eine mittelbare und entfernte Art zu dienen, doch nicht so gar furchtlos wären? Geben sie uns nicht eine von den Vergnügungen, deren Geister als Geister fähig sind? Eine große Menge der mathematischen Wahrheiten ist nur für den reinen Verstand. Ihr mehr sinnlicher Theil, erhebt sich aus den engen Schranken des Irdischen, zu den größten und am wenigsten vergänglichen Gegenständen, die nur unsere Augen erreichen. An diesen Gegenständen, wird die Güte und Weisheit des Schöpfers, der sich jedem Wesen nach seiner Fähigkeit offenbaret, selbst von einem Engel gepriesen, wenn er, die Seele eines Christen abzuhohlen, sich durch unsere Sonnenwelt herabsenkt. In dem Zustande den die Philosophie hoffend wünscht, und die Religion verspricht, sollen wir zu einer höhern Erkänntniß gelangen. Würde ich denn mit so gar viel Unrechte behaupten, der Freund der Mathematik mache sich einigermaßen fähiger diese Glückseeligkeit zu empfinden, wenn er hier, so viel ihm andere Pflichten verstatten, sein Glück in seiner Erkänntniß sucht? Ich gebe es gern zu, jene Erkänntniß hat ganz andere Wahrheiten zum Gegenstande, als die jetzige; aber die künftige Erkänntniß übersteigt unsere jetzigen natürlichen Kräfte unendlich. Ihr würde die Metaphysik am nächsten kommen, nicht die Mataoonomatologie der alten und neuen Scholastiker, sondern die wahre Metaphysik, die sich nicht ganz unglücklich bemüht Gott und die Welt und die Seele kennen zu lernen, und nach den gegründeten Erinnerungen eines Gelehrten, der unsere hohe Schule

zieret,

zieret (*), noch viel unvollkommener seyn würde, als sie ist, wenn gar keine Offenbarung bekannt wäre. Ohne Zweifel ist sie eben deßwegen, auch nach den Bestrebungen so vieler Weltweisen, vom Plato und Aristoteles, bis zum Leibnitz und Wolf, noch so eingeschränkt, so dunkel, so ungewiß, weil sie uns an die Gränzen der Wissenschaft der Sterblichen, und wo möglich, darüber hinaus, führen will. So hoch geht der Flug der Mathematik nicht, aber sicherer. Sollte eine Beschäftigung mit der gewissesten und deutlichsten Erkänntniß deren Menschen fähig sind, gar nichts dazu beytragen, uns der Erkänntniß die Geistern bestimmt ist, fähiger zu machen? Die unendliche Güte gewährt einen höhern Beystand, wo er denen nöthig ist, die sich seiner nicht unwürdig machen, aber die unendliche Weisheit, hat ohne Zweifel auch in die Natur der Seelen, Vorbereitungen auf den Zustand der Engel gelegt; Ist doch von ihr die Raupe so gemacht worden, daß sie sich auf den Zustand des Schmetterlings bereitet, ob sie gleich keine Flügel schwingt die erst ihre Verwandlung entwickeln soll.

Soviel unterrichten doch den Mathematikverständigen seine Beschäftigungen gewiß, daß es erhabenere Wahrheiten giebt, als uns die sinnreichsten Kunstgriffe der Rechnung des Unendlichen entdecken, daß mit unserer Seele Veränderungen vorgehen können, welche sie zu Einsichten fähig machen, die alle ihre jetzigen Begriffe übersteigen, und daß es Lehren geben kann, von

(*) Io. Dau. Heilmanni Orat. de Commodis ex sacrar. litter. studio ad philos. redundantibus. p. 16. seq. Kahrel; Theol. naturalis ad consens. cum reuelata reducta; Prooem. §. 7.

denen wir nur einen sehr kleinen Theil verstehen können, und doch das Wenige, was wir davon verstehen können, unserer Glückseeligkeit wegen zu lernen und zu glauben verbunden sind. Jenem Knaben den der Rechenmeister, bald so weit als er selbst ist, an die Multiplications und Divisions und Proportions Exempla, und die Regel Detri in gebrochnen Zahlen gebracht hat, ist die Exponentialrechnung was unbegreifliches: In einigen Jahren setzt er vielleicht Etwas zu Eulers Entdeckungen. Der gemeine Uhrmacher ist unfähig, die Theorien vom Falle schwerer Körper, der epicycloidischen Gestalt der Zähne, dem Mittelpuncte des Schwunges, der Gleichung der Zeit, im völligen Zusammenhange zu fassen: Wollte er aber die daraus hergezognen Regeln, so weit man sie ihm verständlich machen kann, nicht glauben und brauchen; spottete er über solche Geheimnisse, die die Mathematikverständigen nur ausgäben, sich bey dem Pöbel in Ansehn zu setzen, und glaubte er mit seiner natürlichen Uhrmacherkunst den Ruhm eines Grahams zu erreichen; Was wäre er alsdann? Unendlich weniger unvernünftig, als der Verächter der Offenbarung.

Unter den Menschen, welche Plato (*) von ihrer Kindheit an in einer Höhle hatte anschmieden lassen, beschäftigten sich die meisten, in dem Kothe, soweit sie ihn erreichen konnten zu wühlen, um sich ein weniger unbequemes Lager zu machen, Steine herzuschieben um auf selbigen zu sitzen, nach Gelegenheit auch einander damit zu werfen: In dem Theile der Gruft, welchen die Sonne durch des Berges Gipfel herab erleuchtete,

(*) Im 6. B. v. der Republik.

leuchtete, zeigten sich Schatten der oben vorbeygehenden Menschen und Thiere; auf diese Erscheinungen richteten einige Bewohner der Höhle ihre Augen; lernten ihre Gestalten kennen und unterscheiden, ihre Größen und Bewegungen nach dem Augenmaaße schätzen. Das ward von ihren Mitbürgern, als ein unnützer Zeitvertreib verlacht, der ihnen ihren gegenwärtigen Aufenthalt nichts bequemer machte. Als aber alle zusammen die Befreyung aus ihrer Gefangenschaft erhielten; so wurden diese so nützlich beschäftigten Leute, durch ein nie empfundenes Licht, geblendet, und hatten gar keine Begriffe von den Dingen auf der Oberwelt: Die Augen der Schattenmesser, waren wenigstens an soviel Schimmer gewöhnt, als sie unter der Erde erreichen konnte: Ihre Beobachtungen der Bilder, hatten ihnen freylich nur sehr unvollkommene Vorstellungen von den Sachen selbst gegeben; aber doch sie in den Stand gesetzt, diese Sachen leichter zu erkennen und den Unterricht den man ihnen von derselben wahren Beschaffenheit ertheilte, zu fassen. Weil sie sich stets bemüht hatten zu sehen, so fanden sie unendliche Ergötzungen an immer veränderten und immer prächtigern Aussichten, und genossen die Glückseeligkeit, die Sonne, selbst, und ganz, anzuschauen, von der sie vorhin nur einige schwache, durch die tiefe Höhlung des Berges hin und her reflectirte Strahlen empfunden hatten. Bey diesem Allen, ward den andern die Zeit lang, und sie wünschten sich in die Höhle zurück, wo ihnen die einzige Fertigkeit, die sie sich erworben hatten, die Fertigkeit zu wühlen genug war.

VIII.

Betrachtungen über Gottscheds Charakter.

In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 12. Sept. 1767.

Gottscheds Name ist in der neuen deutschen Litteratur einer der bekanntesten; bekannt mag nun berühmt oder berüchtigt heißen. Da ich diesen Gelehrten lange Zeit genau gekannt und selbst seinen Unterricht genossen habe; so wird man vielleicht einigen Betrachtungen, die ich über ihn anstellen will, eine kurze Aufmerksamkeit gönnen. Ich verspreche blos einzelne Betrachtungen, keine vollständige Ausführung, weder seines Lobes noch seines Tadels.

Er selbst glaubte, und andere mit ihm, er habe große Verdienste um den guten Geschmack in der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit. Man kann sagen, daß Deutschland eine Zeitlang ihm diesen Ruhm ziemlich einstimmig gegeben hat, daß nach und nach die Meynungen über ihn sind getheilt, und endlich beynahe auch ziemlich einstimmig das Gegentheil von ihm ist gesagt worden.

Diese Widersprüche lassen sich vereinigen. Gottsched machte sich zu einer Zeit bekannt, da Deutschlands Geschmack im höchsten Grade verderbt war. Der schwülstige Lohenstein, der Ziebeth- und Ambrareiche Hofmannswaldau, der politische Weise, waren die Muster der deutschen schönen Geister, und wenn diese Muster bey ihren Fehlern auch noch ein und

das andere Gute hatten; so wurden doch nur ihre Fehler nachgeahmt. Galante Leute redeten ein Deutsch davon die Hälfte französisch war, oder doch seyn sollte, und die Gelehrten — ja! die redeten damals noch Latein. Von so viel Wuste, die deutsche Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst zu reinigen, das war ja wohl eine Herkulische Arbeit! Wem dieser Ausdruck zu stolz vorkömmt, dem kann ich versichern, daß mein Held noch zu einer andern Arbeit des Herkules, zu der dreyzehnten, stark war.

Durch Satiren, die uns jetzt zum Theil weniger belustigen weil sie ganz vergessene Gegenstände betreffen, durch Schriften, die für ihre Zeiten keinesweges verwerflich sind, brachte Gottsched es dahin, daß die Deutschen wieder anfingen deutsch und vernünftig zu schreiben. Ich möchte den unter unsern großen Genies und feinen Geistern sehen, der es in eben den Umständen sogleich viel weiter gebracht hätte. Denn, wie Horaz sagt:

Der Weisheit erster Grad ist frey von Thorheit seyn.

Die Thorheit erinnert mich an den Harlekin, oder wie es in unserer deutschen Uebersetzung lautet; den Hanß Wurst. Gottsched verbannte ihn von unsern Schauplätzen, und führte die französische Regelmäßigkeit ein. Darinnen allein bestehen Gottscheds eigene Verdienste um das deutsche Theater, wie sehr richtig bemerkt wird. Nun kann man aber wohl erwarten, daß derjenige der dieses bemerkt hat, das deutsche Theater nach desselben jetzigen Verfassung durch

seine

seine dramatischen Arbeiten um eben so viel verbessert, um so viel es Gottsched damals verbessert hat.

Von denen, die Gottscheds kritische Dichtkunst verächtlich nennen, ohne sie je gelesen zu haben; hätte einer wohl was bessers zu der Zeit geschrieben, da Hübners poetisches Handbuch und Uhsens wohl informirter Poet klassisch waren? Da Neukirch, nachdem er lange als ein Dichter berühmt gewesen war, den man Opitzen vorzog, mit Betrübniß ausrufte:

> Ach grausamer Horaz! was hat dich doch bewegt?
> Daß du uns solche Last im Dichten aufgelegt?
> Seit dem daß ich dein Buch mit Nutz und Ernst gelesen,
> Ist bey mir alle Lust zum Dichten hin gewesen.

Zu diesen Zeiten war es wirklich ein Beweis von nicht gemeiner Einsicht, und ein Verdienst, den Deutschen zu sagen, daß sie aus den Alten und aus den Franzosen was anders als die Sprache lernen könnten, und ein Buch, das aus diesen Vorgängern gänzlich gesammlet war, und alles auf den Grundsatz brachte: Poesie sey Nachahmung der Natur, das kann schwerlich den Geschmack verderbt haben; sonst haben ihn auch Horaz und Boileau verderbt. Denn was in beyden zur Kritik der Dichtkunst gehörte, ist in dieses Buch völlig eingerückt.

Aber so vollkommen machte es den Geschmack vielleicht nicht, als er werden konnte. Dieses scheint der Fehler zu seyn, der das Meiste zu Gottscheds Falle beygetragen hat. Er blieb bey den Einsichten stehen, die er sich in seinen jüngern Jahren erworben hatte.

Um 1730, als die kritische Dichtkunst zu erst herauskam, gaben ihm diese Einsichten vielleicht einen Vorzug, allein diesen zu behalten, sollte er sie beständig erweitern, und selbst das nicht aus der Acht lassen, daß es in Künsten, die zum Putze der Gelehrsamkeit gehören, veränderliche Moden geben muß. Diese natürlichen Betrachtungen anzustellen war er so weit entfernt, daß er nicht einmal begreifen konnte, wie seiner Schüler Arbeiten jetzo besser als die seinigen gefielen, da er doch zwanzig Jahre vor seinen Schülern mit allgemeinem Beyfall geschrieben hatte. Er hatte doch im Hagedorn gelesen:

Ein freyes Weib von zwanzig Jahren,
Spricht zwar von vielen unerfahren,
Doch was sie sagt gefällt,
Gebt ihr noch zwanzig Jahre drüber,
So hört man ihre Tochter lieber,
Das ist der Lauf der Welt.

Diese Nachläßigkeit und Unbiegsamkeit begehre ich nicht zu vertheidigen: Vielleicht ist sie aber auch, durch die Art, wie man mit ihm verfahren hat, oft vergrößert worden. Er dachte ohne Zweifel zu vortheilhaft von sich, aber seine Gegner dachten auch viel zu schlecht von ihm; und wenn man es unpartheiisch beurtheilen will, so war er nur heftig, und sie vielmals grob und ungerecht. Zwischen ihm und seinen ersten Bestreitern, den Zürchern, ward offenbar, aus Seckendorfs Lucan zu reden, der Bund ums Reich getrennt. Bodmer wäre gar zu gern Cäsar gewesen, wenn sich die Deutschen so leicht einen Dictator aufdringen

gen ließen, als die Römer. Dieser Krieg: den einige Historici, ganz unrichtig als einen helvetischen Krieg beschreiben, da doch der Canton Bern in der Streitigkeit viel billiger gedacht hat, und die catholischen Eidgenossen gar nicht daran gedacht haben. Dieser Krieg, sage ich, entbrannte am heftigsten zu den Zeiten der Belustigungen. Ich habe in dieser Monatsschrift sehr viele Aufsätze einrücken lassen, die Gottscheden höchst mißfällig waren. Ich billigte nebst vielen Mitarbeitern die Beyträge dazu gar nicht, in denen über die Zürcher gelacht ward, aber bey diesen Gesinnungen, konnte ich doch nichts anders sehen, als daß man über sie nur lachte. (Gerecht oder ungerecht, davon entscheide ich jetzo nichts,) und sie dagegen schimpften. In dieser Monatsschrift haben sich Gellert, Rabener, Gärtner, Ebert, Zachariä, die Schlegel, Gieseke, Spalding, Cramer, Schmidt, so gewiesen, daß Deutschlands Beyfall sie ermunterte, das zu werden, was sie nachgehends geworden sind. Diese alle nun, und mehr, nicht sogar verächtliche Schriftsteller, die ein frühzeitiger Todt, oder andere Geschäfte dem deutschen Witze entrissen haben, wie z. E. Pitschel, Zernitz, Mylius, Hommel, Straube, waren nichts weniger, als Gottschedianer; aber weil sie eine periodische Schrift unterstützten, die den Zürchern verhaßt war, hießen sie so inter ceteros: Belustiger. Wenn in den kritischen Beyträgen, von Gottscheden, oder seinen Gehülfen, ein elender Schriftsteller verurtheilet ward; so fand er seine sichere Zuflucht in Zürich. An einem Beyspiel hievon habe ich selbst Theil gehabt. Ein witziger Kopf in Dresden, hatte aus Neukirchs

Telemach

Telemach eine Tragödie gemacht, und dieses auszuführen, Neukirchs Verse mit seinen eigenen untermengt, die noch viel! viel! schlechter waren. Ich züchtigte ihn dafür in den kritischen Beyträgen. Der ehrliche Mann forschte nicht nach der Hand, von der die Schrift kam, er hätte es sonst leicht erfahren. Denn ich habe es allemal für niederträchtig gehalten, etwas zu schreiben, dazu ich mich nicht bekennen wollte: Statt dessen schickte er eine Schmähschrift auf Gottscheden nach Zürich, und sie ward da mit Beyfall bekannt gemacht. Die Zürcher richteten sich in allen solchen Fällen nach den Rechtsgutachten jenes römischen Juristen, der gefragt ward: an nux pinea pomum sit? Er verstand die Absicht, und sagte: si in vatinium ieceris.

So viel wird wohl genug seyn, jemanden vorsichtig zu machen, der Gottscheds Verdienste lediglich aus dem, was die Zürcher von ihm gesagt haben, beurtheilen wollte. Jetzo stehen die beyderseitigen Streitschriften in den Büchersälen ruhig beysammen voll Staub.

Von seinen übrigen Gegnern, waren ihm viele, nicht nur für seinen Unterricht, sondern auch für andere Gefälligkeiten verbunden. Seinen Empfehlungen, den Gelegenheiten, die er ihnen verschafft hatte, bekannt zu werden, hatten sie oft den Anfang ihres Glückes zu danken. Sie mußten deswegen nicht seine Meynungen annehmen, sie mochten solche selbst widerlegen, aber seine Person mehr zu schonen, wäre möglich und anständig gewesen.

Noch eine Art von Gegnern, die dergleichen Verbindlichkeiten nicht hatten, kannten ihn nur aus seinen letzten Schriften; bey deren Verfassung er lange zu studieren aufgehört hatte, und nach Gemüthsbewegungen schrieb, die Leute, welche so viel klüger seyn wollten, als er, nicht so viel hätten reitzen sollen. Wer eine vollständige Bibliothek von den Schriften wider Gottsched sammlen wollte, würde darinnen ungemein wenig lehrreiches für den Liebhaber der schönen Wissenschaften, fast lauter persönliche Satyren haben.

Ihre sinnreichen Verfasser glaubten, ganz Deutschland bewundere ihren Witz, und ganz Deutschland las sie nur, weil es Gottscheden kannte. Schon in den letzten Jahren seines Lebens, kam er in Vergessenheit, und mit ihm die Schriften wider ihn. Was für eine Demüthigung für diese Schriftsteller! Sie hatten ihren Ruhm nur dem zu danken, den sie verspotteten.

Man wird mich hoffentlich für keinen Anhänger von Gottscheden halten: Wer sich so irrte, den würde ich durch eine Sammlung von gedruckten und ungedruckten Aufsätzen widerlegen, die wenigstens zwey Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit füllen könnten. Weil ich aber von anderer Aufsätzen auf die nur erwähnte Art urtheilte; so habe ich aus den meinigen nichts weiter gemacht, als Belustigungen guter Freunde, oder Züchtigungen für Thorheiten, die mit dem Andenken dieser Thorheiten zugleich vergehen sollten. Auch befand ich mich zu unbequem in dem Gedränge der witzigen Jugend, die über Gottscheden herfiel. Es erinnerte mich an eine Gewohnheit bey dem Stiergefechte. Wenn der Stier in letzten

Zügen liegt, eilt eine Menge beherzter Spanier hinzu, an ihm die Schärfe ihrer Klinge zu zeigen.

Nach dieser Erklärung, wird man mich wohl wenigstens nicht ungehört verdammen, wenn ich behaupte, daß Gottsched der deutschen Litteratur viel Nutzen gebracht hat. Er hat die Schriften der Alten und der Ausländer durch Anpreisen und durch Uebersetzungen bekannt gemacht: Freylich nicht allemal auf das vollkommenste. Allein, statt einer Haupt- und Staatsaction, die vergottschedete Iphigenia auf das Theater zu bringen, war doch schon eine Verbesserung.

Gottsched machte Deutschland von neuem auf die schönen Wissenschaften und auf die Ehre der deutschen Sprache und des deutschen Witzes aufmerksam. Er bereitete es vor, die schönen Geister zu verehren, die seinen Ruhm verdunkelt haben. Die Sprache selbst bekamen sie von ihm regelmäßiger, zierlicher, biegsamer. Aus der Menge junger Schriftsteller, die er unmittelbar oder mittelbar aufmunterte, erhoben sich viele, die Deutschland Ehre machen; wer der übrigen wegen Gottscheden gänzlich verurtheilt, der bedenkt nicht, daß große Künstler allemal aus einem Haufen mittelmäßiger und schlechter empor steigen, daß Nürnberg keine Preißler und Tyroffe hätte, wenn es nur Preißler und Tyroffe haben wollte.

Dichter Gluth fühlte er nicht, aber gute Gedanken in fließenden Versen vorzutragen, diese Geschicklichkeit hätte er, zur Ausbreitung nützlicher Wahrheiten, mehr ausbessern können. Er hätte Gedanken und Auszierungen eben so gut zusammen schreiben können, als sein Gegner, und seine Reime hätten sich immer noch

besser lesen lassen, als des Andern Hexameter. Hätte er aber vollends so viel Selbsterkänntniß gehabt, daß er sich nur mit Kritik und Litteratur beschäftiget hätte, und zufrieden gewesen wäre, daß die Carmina, die er vordem um die Gebühr gemacht hatte, einmal bezahlt, gedruckt, und verbraucht waren, o! so wäre er weiser gewesen, als der Schöpfer der Patriarchaden.

Gottscheds Verdienste schränken sich nicht auf deutsche Sprache, Litteratur, und, wenn man es mir in der erklärten Bedeutung zu sagen verstattet, Beredsamkeit und Dichtkunst ein; auch ernsthafte Wissenschaften haben ihm, wohl nicht Vermehrungen, aber Ausbreitung zu verdanken. Sein philosophisches Handbuch, hieß bey vielen Gelehrten, eine Frauenzimmerphilosophie: Es kann wohl seyn, daß ein Frauenzimmer dieses Buch mit mittelmäßiger Aufmerksamkeit und Geduld, versteht und daraus viel Vernünftiges lernt, wenn die Schüler manches tiefsinnig redenden Weltweisen nur seine Töne nachsprechen. Auch hat man, lange, nachdem Gottscheds Philosophie vergessen ist, ein und das andere philosophische Lehrbuch bekommen und bewundert, das in Vergleichung mit dem Gottschedischen, gar eine Kleinemägdchenphilosophie heißen möchte.

Den deutschen Philosophen, zeigte Gottsched, glaube ich, zuerst, daß man Philosophie und schöne Wissenschaften verbinden könne. Denn weil die damaligen Philosophen, nur dachten, oder eigentlich: zu denken glaubten, und nicht empfanden; so hatten sie diese Wahrheit in Leibnitzens Schriften nicht gefühlt, und in Wolfs Metaphysik, entdeckte erst lange darnach ein

scharf-

scharfsinniger Geist die Anfangsgründe der Aesthetik. Diese Verbindung der strengern und angenehmen Wissenschaften war unsern Vätern so neu, daß Gottsched der deutsche Fontenelle hieß, ob er wohl dem Secretaire der Academie weder an tiefsinniger Kenntniß, noch am Witze glich, und nur einige seiner leichtern Schriften übersetzt hatte. Nachdenkliche Wahrheiten faßlich und selbst angenehm vorzutragen, ist seit ihm gewöhnlicher geworden. Auch in andern Theilen der Gelehrsamkeit änderte sich die Einkleidung, selbst der Canzleystil ward deutscher; und geistliche Reden, die es sind, und die es seyn sollen, würden wir schwerlich jetzo so viel haben, wenn nicht Gottsched, unbesorgt ob die Homileten ihn verketzerten, behauptet hätte, daß der Lehrer der Beredsamkeit den Prediger bilden müsse.

Endlich hat man ihm nicht nur für seine eigenen Arbeiten zu danken, sondern auch für solche, die er veranstaltete, unterstützt, dazu angetrieben hat. Ich kenne keinen Gelehrten, der anderer Fleiß zu befördern, so eifrig gewesen wäre, und dieser Eifer schien mir, so viel ich ihn habe beurtheilen können, keine unedlen Bewegungsgründe zu haben. Er war Aeltester der Leipziger deutschen Gesellschaft, die seinen Bemühungen gewiß das Ansehen zu danken hatte, in welchem sie damals stand. Man hat mir erzehlet (denn ich war damals noch in keiner Verbindung mit ihr) unter den Verdrüßlichkeiten, die ihn veranlaßten sich von ihr abzusondern, wären die meisten daher gekommen, daß er die Mitglieder zu mehrem Fleiße anstrengen wollen, als ihnen gefällig gewesen: Ein Beyspiel,

an dem sich jeder Aeltester einer deutschen Gesellschaft spiegeln mag. In den kritischen Beyträgen und den Sammlungen der Gesellschaft der freyen Künste, finden Liebhaber der deutschen Gelehrsamkeit allemal viel Unterrichtendes, deßwegen sie dem Herausgeber das Schlechte verzeihen, das er vielleicht nicht allemal billigte, aber da er sich vorgesetzt hatte, viel drucken zu lassen, nicht entbehren konnte. Seine neuen Monatsschriften sind ohne Zweifel auch mit deswegen viel schlechter, als die alten, weil er bey so sehr gefallener Achtung, keine gute Gehülfen mehr bekam, — und doch sein Wapen nicht ändern wollte: Es war ein redendes Wapen; Ein Pegasus, den der Gott der Handlung leitete. Ich kenne einige berühmte schöne Geister, die es jetzo, da es von niemand mehr geführt wird, wohl für sich nehmen möchten, und die, wenn sie auch sonst nichts von Gottscheden zu lernen haben; doch gewiß aus seinen Fehlern viel nützliche Warnungen ziehen könnten.

IX.

Ueber die Verbindung der Mathematik und Naturlehre.

1768.

Ich habe mir vorgenommen, nächstes halbe Jahr die Physik mit der Mathematik verbunden zu lehren; und will hievon jetzo einige Rechenschaft geben. Wer hierüber so einig mit mir ist, daß er glaubt ein solches Vorhaben sey weder Erläuterungen noch Rechtfertigungen benöthiget, der erinnere sich nur, daß es auch noch zu unsern Zeiten, nicht ganz überflüßig ist, manchen Lesern, und selbst Verfassern, von Geschichtbüchern, zu beweisen, daß eine Geschichte, nur nach Zeugnissen welche gehörige Prüfung zuverläßig befunden hat, soll erzählt werden.

Derjenige Theil der Naturlehre, welcher die Wirkungen der Schwere auf feste und flüßige Körper, die Gesetze der Bewegung, die Federkraft der Luft, die Eigenschaften des Lichts, und die himmlischen Körper betrachtet, wird in allen mathematischen Lehrbüchern, unter dem Namen der angewandten Mathematik vorgetragen, bald vollständiger, bald mehr abgekürzt, nachdem es die Kenntnisse und Absichten der Lernenden erfodern. Dieser Theil, gründet sich, wie alles was wir von der Natur wissen, auf Erfahrungen, aber

sonst nirgends sind die Erfahrungen so glücklich gebraucht worden, Folgerungen aus ihnen herzuleiten, den Zusammenhang und die Ursachen der Begebenheiten einzusehen, die Wirkungen der Natur zum Dienste des Menschen anzuwenden, und durch lange Reihen von Schlüssen, oft von ganz gemeinen Empfindungen, auf Kenntnisse zu gelangen, die den menschlichen Verstand zu übersteigen scheinen. Außer der angewandten Mathematik, wissen wir fast nichts zuverläßig als was die Erfahrung uns unmittelbar lehrt, oder was sich zunächst aus ihr schliessen läßt. Daher ist einigen sehr wichtigen Untersuchungen, wie z. E. denen welche die magnetische und die elektrische Kraft betreffen, noch nicht die Ehre wiederfahren, zur angewandten Mathematik gerechnet zu werden. Bey den unzähligen Versuchen über die genannten beyden Gegenstände, fehlt es immer noch an richtiger Abmessung dieser Kräfte, an andern zur Größe gehörigen Umständen, und daher ist unsere Kenntniß davon noch so ungewiß, daß selbst Versuche Versuchen zu widersprechen scheinen. Unsere Elektricitätszeiger z. E. sind in ihrer Art noch lange nicht so gut wie das florentinische Thermometer in der seinigen. Der Magnet ist, ausser dem, daß man ihn länger kennt, auch mehr in mathematischen Händen gewesen als die Elektricität, und nur dadurch, den Menschen schon viel nützlicher geworden. So ist bey den Theilen der Naturkunde, die man noch nicht zur angewandten Mathematik rechnet, doch die Mathematik wichtig und zu derselben Vollkommenheit unentbehrlich. Wolf sammlete, was man bis auf seine Zeiten von der Luft entdeckt hatte, und vermehrte

die mathematischen Wissenschaften mit der Aerometrie (*). Dieses gab, bey Wolfs Vortrage, der durch Kürze gewiß nicht undeutlich wird, ein mäßiges Duodezbändgen. Eine Sammlung der gewissen und brauchbaren Lehren von der Elektricität, würde jetzo noch nicht soviel ausfüllen. Denn das bedinge ich mir aus, daß die bloßen Spielwerke wegbleiben müssen, weil in Wolfs Aerometrie auch keine Springbrunnen sind.

Von den Wirkungen der Natur hat die angewandte Mathematik bisher meistens diejenigen betrachtet, die sich vornehmlich nach der Lage und Gestalt der Körper richten, und dieserwegen Abmessungen anzubringen verstatten. Es giebt andere bey denen hierauf weniger anzukommen scheint, wie z. E. Quecksilber sich mit Bley vereinigt, und an Eisen nicht so anhängt, wie bey Vermischung entgegengesetzter Saltze, und andern Auflösungen, heftige Bewegungen entstehen. Man wird aus diesen Beyspielen sehen, daß sich diese Wirkungen etwa chymische nennen ließen, wenn man jene mechanische nennen wolte. Sie richten sich nach der Mischung der Materien wie jene nach der Zusammensetzung der Körper. Denn (es im Vorbeygehen zu erwähnen) ich dächte es wäre den Philosophen nicht unanständig, wenn sie diese Wörter in eignen bestimmten Bedeutungen gebrauchten, die sich, um mich hier in keine weitläuftige Erklärung einzulassen, kürzlich so angeben ließen, daß Gold die Materie, und

(*) Elementa Aerometriae in quibus aliquot aeris vires ac proprietates iuxta methodum geometrarum demonstrantur. Lipſ. 1709. 15. Bogen.

ein Ducaten ein Körper wäre. In diesem Unterschiede ist Cartesius mit den Scholastikern eins; beyde stellen sich eine erste Materie vor, die durch Formen oder Bewegungen in Körper gebildet wird.

Auch die chymischen Wirkungen kennt man desto vollkommener, je genauer man bey ihnen, Gewichte der Materien, Stärke des Feuers, und was sonst zur Größe gehöret angiebt, zu geschweigen daß bey ihnen selbst, und bey den Vorbereitungen dazu, sehr viel auf die mechanischen ankömmt. Erze reinigt man durch Waschen von tauben Bergarten, vermöge der jeder Materie eignen Schwere; Bley sondert man durch Abtreiben vom Silber, nach den Gesetzen der Schwungkraft.

Noch ist die Kenntniß der Thiere, der Gewächse, der Dinge die aus der Erde gegraben werden übrig, die man unter dem Namen der Naturhistorie versteht. In so fern die Merkmahle dieser Dinge auf Figuren, Verhältnisse, Dichtigkeiten u. d. g. ankommen, werden sie wiederum nur von dem mathematischen Auge gehörig betrachtet. So haben die alten Zergliederer, viel Theile des menschlichen Körpers, mit geometrischen Namen, zur Quaal ungeometrischer Nachfolger belegt. Und wenn die Gegenstände der Naturgeschichte zu gewinnen, oder zum Nutzen anzuwenden, immer Maschinen nöthig sind, wenn selbst von den chymischen Arbeiten die man etwa mit ihnen vornimmt, das wahr ist, was ich nur jetzo gewiesen habe, so wird wohl dieser Theil der Naturkunde, so wenig als einer von den zuvor genannten, der Mathematik entbehren können.

Man

Man kann also ohne Mathematik, nichts beträchtliches von der Natur, genau und brauchbar kennen lernen: Und wenn man nichts lehren kann was man selbst nicht recht versteht, so kann man ohne mathematische Einsichten, in keinem Theile der Naturlehre andere unterrichten.

Sind aber deßwegen auch tiefe Einsichten in die Mathematik jedem Lernenden nöthig, der sich aus Neugier, oder in irgend einer eingeschränkten Absicht, etwas von der Natur bekannt machen will?

Diese Forderung würde zu strenge seyn, da man viele Lehren sinnlich machen kann, zu deren Entdeckung, und nur zu einer Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit, tiefes Nachdenken gehört. Aber, eben das zu bewerkstelligen, ist nur derjenige vermögend, der von diesen Lehren gründliche Einsichten hat, deutlich weiß was sie zu verstehen nöthig ist, und die Begriffe, bis auf solche die seinem Zuhörer bekannt sind, zerlegen kann. Nur er kann Erfahrungen ausdenken, durch welche sich Lehrsätze empfinden lassen, diesen Erfahrungen die einfachste Einrichtung geben, und die Schlüsse daraus so vortragen wie sie am leichtesten, wo nicht überzeugen, doch die Möglichkeit darthun, daß sie jemanden überzeugen könnten, der sie mit den Kenntnissen die etwa voraus müssen gesetzt werden, verbinden wollte. Zuweilen gehört hiezu etwas Witz, ein Vermögen der Seele, davon mancher Metaphysicus sehr unrichtig glaubt, es diene nur zum Versmachen, zu dem es doch in der That ganz und gar entbehrlich ist. So weiß Fontenelle in der Geschichte der parisischen Akademie

der

der Wissenschaften, auch tiefsinnige Lehren, für ein mittelmäßiges Nachdenken vorzutragen.

Hierinnen besteht eine der vornehmsten Geschicklichkeiten des Lehrers der Experimentalphysik, und dazu sind nicht allemal sehr gekünstelte Versuche nothwendig; oft ist es genug auf bekannte Begebenheiten, oder auf solche die sich leicht hervorbringen lassen, eine Aufmerksamkeit zu erregen, dadurch in ihnen wichtige Wahrheiten entdeckt werden, und der gute Geschmack verdammt überall das Gekünstelte, wo das Natürliche eben die Dienste thut. Die größten Meister in der Mechanik, richten mit ganz einfachen Hebezeugen das aus, wozu Stümper unzählige Räder und Schrauben ineinander schieben. Und wie eine solche übersetzte Maschine, doch oft nicht einmal zu der Absicht geschickt ist, zu der sie vorgeschlagen wird, so beweisen oft künstliche Versuche das nicht, was sie beweisen sollen, wie z. E. daß die Luft elastisch ist, die gewöhnlichen Versuche mit der Luftpumpe nicht beweisen, sondern diese Wahrheit, die schon bekannt seyn muß nur erläutern, und Anwendungen von ihr zeigen. Und das ist denn der Gebrauch den der Naturlehrer von mehr zusammengesetzten Versuchen macht, er zeigt dadurch wie die einfachen Wirkungen der Natur in allerley Verbindungen zum menschlichen Gebrauche angewandt werden, er bedienet sich selbst derer die nur das Auge ergötzen, oder durch einen unerwarteten Erfolg Bewunderung erregen, dazu, daß er zum Nachdenken anreitzet, die Scharfsinnigkeit in Erforschung der Ursache übt.

So verfährt derjenige der seine Lehrlinge nicht für Kinder denen er was vorspielen müßte, sondern für ver-

vernünftige Leute hält, und sie anführen will, über die Natur zu philosophiren. Der kleinen Geschicklichkeit, die sich ohnedem versteht, die physischen Handgriffe fertig zu machen, (ich sage die physischen, daß man nicht etwa denkt ich meyne die Handgriffe des Musketirers, obgleich jene großentheils nicht schwerer sind als diese, und beyde das mit einander gemein haben daß zum Wesentlichen noch mehr gehört) dieser Geschicklichkeit wegen gelobt zu werden, wird er so gern sehen, so gern sich ein Dichter loben läßt daß er gut reimen kann. Freylich wissen manche Leute an einem Dichter nichts wichtigeres zu loben, die sind aber auch nicht werth Hagedornen oder Gellerten zu lesen, und daß ein Haller in der Welt ist, wissen sie gar nicht. Wäre es einerley: Physik lehren und die Handarbeit beym Experimentiren thun, welcher Lehrer der Physik könnte sich mit einem Taschenspieler oder Aequilibristen vergleichen? Ich erinnre mich noch seit vielen Jahren her mit Vergnügen eines Mannes in einem vielfärbigen Wammes und hohen zugespitzten Hute, der in einer Bude vor dem Leipziger Petersthore, Experimentalphysik, nicht lehrte, aber doch wies. Er elektrisirte, spann Glas, ließ Cartesianische Teufel tanzen, und wenn ich mich recht besinne, hatte er auch Petrefacta.

Ich rede im Vorhergehenden wie man leicht sieht von den Versuchen der gewöhnlichen physischen Lehrstunden, zumal für Zuhörer die sich durch keine Mathematik vorbereiten wollten; nicht von solchen die ein Naturforscher zu Erweiterung der Naturlehre anstellt; wie Newton die Refraction der Farbenstrahlen mißt;

Daniel Bernoulli die Theorie vom Stoffe des Wassers prüft; Aepin die Gesetze der Elektricität des Tourmalins entdecket.

Außer den Wahrheiten selbst, welche die Mathematik enthält, ist sie dem Lehrer der Naturkunde zur Bildung des Geistes wichtig. Aber dieses gehört nicht für den Lehrer der Naturkunde allein, und kann eine eigne Ausführung bey anderer Gelegenheit veranlassen.

X.

Ueber den Gebrauch des mathematischen Geistes außer der Mathematik.

In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 26. März 1768.

Zu unserer Väter Zeiten hat man sehr darüber gestritten, ob sich die mathematische Methode außer der Mathematik anbringen ließe. Von diesem so berühmten Zwist erfährt jetzo nur die geringe Zahl der Studierenden etwas, die vor ihrem unabläßigen Fleiße in höhern Wissenschaften, auch noch Zeit übrig behält, die Vernunftlehre zu hören. Wenn man die Wahrheit gestehen soll, so schienen der Bejahung der Frage nicht alle davon gegebene Proben vortheilhaft: am allerwenigsten der Umstand, daß man Lehrbücher von unterschiedenen Glaubensbekänntnissen, und rechtliche Deductionen für entgegen gesetzte Partheyen, von beyden

den Seiten in der strengen mathemathischen Methode verfaßt hat.

Soll aber auch die Wahrheit nicht nur halb gesagt werden, so muß man hinzusetzen, daß es zottichte Hündchen giebt, die um die Hälfte des Hinterleibes geschoren werden, und alsdann Löwen vorstellen; daß ein sechsjähriger Knabe, mit gelben Stiefeln, einem Mantel, einer steifen Mütze und einem hölzernen Säbel, den Husaren, bis auf den Knebelbart macht, daß es indessen sehr ungerecht seyn würde, mit diesen beyden Nachahmungen viele von den Schriftstellern zu vergleichen, welche die mathematische Methode außer der Mathematik angebracht haben, denn das Hündchen und der Knabe sind kurzweilig, die Schriftsteller aber meistens langweilig.

An dem Freyherrn von Wolf, der die mathematische Methode so fleißig empfohlen hat, liegt es nicht, wenn sie schlecht ist gebraucht worden. Er hat es genugmal erinnert, daß Stiefeln, Mütze, und Figur des Säbels, den Husaren nicht ausmachen, daß man selbst die mathematische Methode strenge beobachten könne, ohne Grundsätze, Lehrsätze und Beweise zu nennen. Auch wie man das Verfahren der Mathematikverständigen nachahmen solle, hat er deutlich genug gewiesen, so deutlich, als irgend in unsern ästhetischen Zeiten die Vorzüge großer Dichter, von Kunstrichtern entwickelt werden, und doch entstehen haufenweise Dichter, gegen die Wolfens scientifische Schüler noch lesbar sind.

Strenge Beobachtung der Regeln, mühsame Nachahmung großer Muster, ersetzen den Mangel des Geistes nicht, und machen ihn oft nur kenntlicher.

Ein Uebersetzer von des Aristoteles Dichtkunst (*) machte eine Tragödie, die vollkommen regelmäßig, und vollkommen elend war. Er hatte unter allen Regeln eine einzige vergessen: Daß zum Dichten Geist gehört, und den so mühsamen Beobachtern der mathematischen Methode fehlte größtentheils auch der mathematische Geist.

Zu Beschäftigungen, wo man nicht schlechterdings bekannten und vollkommen deutlichen Vorschriften nur gehorchen darf, wo man, zu seinem Ziele zu gelangen, neue Wege sich machen, oder wenigstens bähnen muß, wird Geist erfordert, oder Genie, wenn jemanden das französische Wort energiquer ist.

Daß in dieser Bedeutung zur Mathematik ein eigener Geist erfordert werde, brauche ich den Gelehrten, welche die Mathematik kennen, oder kennen lernen wollen, nicht zu beweisen, und denen, welche sie nicht kennen lernen wollen, auch nicht, weil von ihnen, gewöhnlicher maßen, Mangel des zur Mathematik gehörigen Geistes statt Trägheit, sich wichtige Erkänntnisse zu erwerben, genannt wird.

Die Geschicklichkeit, Größen mit einander zu vergleichen; wahrzunehmen, wie sich durch die Menge der Theile, ein Ganzes von dem andern, durch ihre Lage, Ordnung und Gestalt, ein Zusammengesetztes von dem andern unterscheidet, das macht ohne Zweifel das Wesentliche desjenigen Geistes aus, der von

der

(*) Der Abt Aubignac.

der Wissenschaft der Größen seinen Namen erhalten soll; man ist aber bey dem Worte Mathematik schon so gewohnt, an deutliche, und unwidersprechliche Einsichten zu denken, daß ich das Bestreben nach einer solchen Art der Erkenntniß auch sicher mit zu den Merkmahlen des mathematischen Geistes setzen darf.

Wollte man ihm dieses letztere Merkmahl nur deßwegen zugestehen, weil er auch ein philosophischer Geist ist, so würde ich damit ganz wohl zufrieden seyn, die Mathematik für die Philosophie der Größen zu erkennen; ich würde aber doch fragen, warum, nach dem einstimmigen Zeugniß aller, die die Mathematik achten, und die sie nicht achten, deutliche und gewisse Erkenntnisse in ihr, und bey weiten nicht so häufig in der übrigen Philosophie zu finden ist? Man mag nun die Philosophie verstehen, der man noch diesen Namen giebt, oder diejenige, die nach ihrer mannichfaltigen Anwendung, so vielerley Namen erhalten hat, so viel es Theile der Gelehrsamkeit giebt. Wenn man von einem dieser Theile ein Beywort nehmen soll, die deutlichste Erkenntniß, die gewisseste Ueberzeugung anzudeuten, wird man wohl: metaphysische? moralische? historische? medicinische? juristische? wählen?

Daß zu diesem Beywort mathematische ist gewählet worden, davon kömmt die Ursache ohne Zweifel zum Theile mit auf die Beschaffenheit des Gegenstandes der mathematischen Erkenntniß an. Nicht eben, als wäre dieser Gegenstand vorzüglich deutlicher, und sicherern Einsichten fähig, wie man öfters vorgiebt, sondern weil man bey Untersuchungen der Größen,

leichter, als bey andern Untersuchungen wahrnimmt, ob man gefehlet hat, und dadurch zu einer Vorsichtigkeit gewöhnt wird, die überhaupt unsere Einsichten zuverlässiger macht.

Vielleicht möchte aber selbst diese Zuverlässigkeit unserer Einsichten immer auf Etwas beruhen, das sich ohne Zwang als eine Größe ansehen ließe. Ist nicht ein Begriff deutlich, wenn wir Alles, was zu ihm gehöret, alle Merkmahle, die seinen Gegenstand von jedem andern unterscheiden, vollständig zu erzählen wissen? Ist er also nicht eine Summe, die wir nur alsdann recht wissen, wenn wir alle Zahlen, aus denen sie entsteht, anzugeben im Stande sind, und die wir uns desto vollkommener vorstellen, je weiter, wir selbst diese Zahlen in kleinere, aus denen sie wieder entstehen, bis auf ihre ersten Einheiten zerlegen können? Ist nicht ein Satz bestimmt, wenn wir die Gränzen, wie weit er sich erstrecket, genau anzugeben wissen? Dieses aber die Größe des Satzes zu nennen, berechtiget mich, wohl die Sprache aller Vernunftlehrer, bey denen allgemeine und besondere Sätze der Größe nach (quantitate) unterschieden werden.

Eine Sache mit einer andern verwechseln, weil man beyder Kennzeichen nicht gehörig durchgezählet hat, einen Satz über seine Gränzen ausdehnen, sind mathematische Fehler. Wer sich mit der Wissenschaft, wo sie nie begangen werden, bekannt gemacht hat, den beleidigen sie, wie das Ohr des Musikverständigen durch einen Uebelklang in der gemeinen Rede, das Auge des Zeichners durch einen ungestalten Körper beleidiget wird.

Gelehrte,

Gelehrte, welche der Mathematik gerne zugestehen, daß sie uns gewöhne, auch in andern Wissenschaften von der Gewißheit richtig zu denken, zweifeln doch oft, ob sie, die sich nur mit der gewissen Erkenntniß beschäftige, uns gleiche Dienste bey der Wahrscheinlichkeit, oder auch bey der historischen Gewißheit, leiste, nach der wir den größten Theil unserer Handlungen einrichten. Dieser Zweifel schließt wahrscheinliche und historische Kenntniß, ohne Grund von der Mathematik aus. In der That hat man in ihr Manches, das Anfangs unglaublich war, zur Gewißheit erhoben; die kopernikanische Weltordnung ist ein Beyspiel davon. In andern Wissenschaften geschieht das Gegentheil, man schämt sich Sätze zu sagen, die vor kurzem allgemein angenommen wurden. Allein auf eben die Art, wie die Wahrscheinlichkeit und historische Gewißheit, in allen menschlichen Handlungen und Kenntnissen, beurtheilet werden soll, muß sie auch bey den mathematischen Untersuchungen beurtheilet werden, die auf eignen Erfahrungen, oder auf Zeugnissen anderer beruhen. Wer eine astronomische Beobachtung gemacht zu haben vorgiebt, wird geprüft, wie man einen Erzähler prüfen soll? Ich sage prüfen soll, nicht wie man außer der Mathematik manchmal geprüfet hat. Hätte man in der Geschichte der Menschen, Zeugnisse, nur sehr oft so geprüft, wie man stets in der Geschichte des Himmels gethan hat; so wäre die Historie nicht, nach dem Geständniß ihrer größten Kenner, eine Gelehrsamkeit, wo ein erhabenes Verdienst darinnen besteht, alte Mährchen zu widerlegen, die kein Geist, den die Mathematik aufgekläret hätte, jemals für was

anders, als für Mährchen würde nacherzählt haben. Sie hätten bey mathematisch denkenden Geschichtschreibern ein Glück gemacht, wie der Komet, den der K. Pohln. Ch. S. Hofastronomus Kindermann in einer Nacht ganz allein gesehen hatte.

Nicht nur die Astronomie, die ganze angewandte Mathematik beruhet auf Erfahrungen, von denen ein großer Theil angenommen wird, ohne daß man sich allemal die Mühe nimmt, sie zu wiederholen, viele nicht von jedem können wiederholet werden, und doch alle sichere Gründe der Erkenntniß werden.

Die Fehler der Vorgänger dienen nicht, wie in andern Wissenschaften, durch ihre Widerlegung berühmt zu werden, sondern durch gehörigen Gebrauch dessen, was in ihnen wahr ist, den Weg zu einer vollkommenen Erkenntniß zu bähnen. Daher gleichet die Mathematik einem Pallaste, der immer nach einem fest gesetzten Plan zusammenstimmend erweitert, erhöhet, verschönert wird, wenn in andern Häusern bey jedem starken Winde eine Wand einfällt, oder von jedem neuen Bewohner ein Stück eingerissen wird, etwas anders eben so schlechtes dahin zu setzen. Ohne Zweifel hätten die Baumeister dieser Häuser, in Absicht auf die Anordnung, Wahl des Bauzeuges, und alles, was zur Festigkeit und Schönheit gehört, sehr viel von der Mathematik zu lernen.

Die Gewohnheit, nicht anders als deutlich, ordentlich und zusammenhängend zu denken, verstattet nicht, übereilte Urtheile von Sachen zu fällen, die wir nicht zulänglich untersucht haben. Behutsamkeit und Bescheidenheit sind also natürliche Folgen von ihr.

Sie verhindert uns, einen Vortrag Beyfall zu geben, der uns nicht überführt, aber sie erlaubt uns nicht, etwas zu verwerfen, das auf Gründen beruhen kann, die wir nicht einsehen. So verwahrt sie uns vor Leichtgläubigkeit, und vor ungerechten Tadel, und befiehlt uns dem Verstande und Fleiße Anderer auch alsdann Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wenn er auf Gegenstände angewandt ist, mit denen wir uns selbst nicht beschäftiget haben. Wer sich in der Mathematik die Gewohnheit erworben hat, von der ich diese Folgen erzähle, dem werden ohne mein Erinnern Erläuterungen hiezu beyfallen, die ich übergehe, weil ich nicht sowohl von den mathematischen Lehren an sich selbst rede, als von der Denkungsart, zu der sie uns gewöhnen.

Das muß ich doch wegen der Gegenstände erinnern, bey denen wir diese Denkungsart erlangen, daß ihrer so viel sind, als die Welt unsern Sinnen und unserm Verstande darstellet, und daß diese Mannichfaltigkeit den Mathematikverständigen gewöhnen muß, von mehr Sachen richtig zu denken, als der Gelehrte gewöhnt wird, der sich nur mit einer geringen Anzahl gewisser Arten von Gegenständen beschäftiget. Daraus wird begreiflich, warum Mathematici insgemein von andern Wissenschaften etwas verstehen, und andere Gelehrte von der Mathematik meistens gar nichts verstehen.

Damit man mir nicht ein allzugroßes Vorurtheil für meine Wissenschaft zuschreibe, so gestehe ich, daß es große Mathematikverständige giebt, die außer der Mathematik ziemlich schlechte Proben des mathematischen Geistes gewiesen haben; sie haben doch aber vor-

 trefliche

treffliche Proben davon in der Mathematik gegeben, und sind also noch nicht so unerwartet, als große Rechtsgelehrten, denen der Geist der Gerechtigkeit mangelt; berühmte Schriftausleger ohne den Geist der Religion; Geschichtschreiber ohne die Gabe zu erzählen.

Diejenigen aber, welche auf diese Art gefehlet haben, verletzten insgemein die erste Vorschrift, nach welcher der mathematische Geist handelt, sie urtheilten von Sachen, von denen sie nicht die gehörigen Begriffe hatten, so wie jemand, der gut Geometrie verstünde, von der Astronomie urtheilen würde, ohne jemals den Himmel betrachtet zu haben. Etwas, das zum Wachsthume der Mathematik sehr vieles beyträgt, kann dergleichen veranlaßt haben. Man hat mit großem Vortheile für die Entdeckung neuer Wahrheiten beynahe die ganze Mathematik in Rechenkunst verwandelt, in die Fertigkeit, durch Verbindung der Zeichen Folgerungen leicht zu erhalten, und zu übersehen, die oft unüberwindliche Mühe machen würden, wenn man stets die Begriffe der Sachen selbsten gegenwärtig haben müßte. Man darf sich nur der geringsten Rechnungen, ihrer Anwendungen auf die gewöhnlichsten Fälle erinnern, und sich vorstellen, wie man nur eine schlechte Regel Detri machen würde, wenn man nicht Zifern gebrauchen, sondern die Menge der Thaler, Groschen, Pfennige, Pfunde, Loth, Quentchen, unablässig selbst denken sollte. Rechnen ist eigentlich eine Sprache, wo sich die Verbindung der Sachen aus der Verbindung der Wörter herleiten läßt, die Syntax eine Syllogistik ist. Es ist von der Sprache, die in dem Reiche der Philosophie gewöhnlich seyn sollte, die

Mundart für das Land der Meßkunst. Leibnitz hatte an eine solche philosophische Sprache schon als Jüngling gedacht, aber alte Philosophen können sich noch jetzo keinen Begriff davon machen. Nun werden aber viel Sprachen, die an sich vollkommen verständlich und bedeutend sind, von manchen Leuten geredet, ohne allemal dabey zu denken. Beyspiele sind: die Sprache der Orthodoxie, und die Sprache der Höflichkeit. Wäre also jemand in der Mathematik an die Sprache des Rechnens gewöhnet, überdächte er nicht zu erst, was für Begriffe eigentlich seinen Zeichen zugehören, so könnte er selbst in mathematischen Untersuchungen leere Töne für Entdeckungen annehmen, und in andern Kenntnissen würde er aus Unachtsamkeit auf die Sprache, so leicht irren, als Cicero, wenn der ein Diplom aus dem medio aeuo auslegen wollte. Man hätte also den mathematischen Geist nicht nach dem Gebrauch zu beurtheilen, den von ihm manchmal große Rechner machen, die aber nichts weiter als Rechner sind. Mit gleichem Rechte beurtheilt man die Anmuth der Historie aus den Arbeiten der meisten Geschichtschreiber von den Folianten der Scriptorum rerum germanicarum bis zu den Compendien in Frag und Antwort.

Wenn die Mathematik auch nur unsern Verstand bildet, Wahrheiten zu lieben, zu beurtheilen, zu erforschen, so möchte sie doch wohl zu Aufklärung einer Nation nicht ganz unnütz seyn, und die Nation, der ganz Europa seine Aufklärung zu danken hat, möchte wohl nicht mit Unrecht die Geometrie vor ein paar tausend Jahren zu einem Theile einer guten Erziehung gemacht haben. Weil aber ohne Mathematik fast

keine Künste und Wissenschaften, keine Ordnung in den gewöhnlichsten Verrichtungen, keine Bequemlichkeit bey den allgemeinen Bedürfnissen gesitteter Völker möglich sind, so wird derjenige, der Nationen angeben will, zu deren Aufklärung die Mathematik ganz unnütz ist, keine sanftern Namen sagen können, als Topinambous und Hottentoten.

XI.

Ueber sinnliche Wahrheit und Erscheinung.

In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 23. März 1771.

Von Wahrheit und Erscheinung ist mehr geschrieben worden, als ich lesen mochte, wenn ich Zeit übrig behalten wollte selbst etwas davon zu schreiben.

Manche meiner jetzigen Zuhörer, und etwa künftigen Leser finden vielleicht in dem Aufsatze, den ich hier vorlegen will, nichts das ihnen neu ist; aber diesen werden schon mehr Abhandlungen vorgekommen seyn in denen Ihnen nichts neu war, Sie werden mir also das Recht anderer Schriftsteller nicht versagen, das ich wenigstens nicht mißbrauchen will.

Ein paar auswärtige Philosophen habe ich doch darüber nachgelesen; meine Ursache hiezu war eben die, warum ich noch vor wenig Jahren einige Monate im Tanzen Unterricht nahm. Tanzen, hatte ich freylich schon

schon vorlängst gelernet, und konnte es gut genug für einen Gelehrten, der nie da tanzen wollte, wo die Musik von denen bezahlt wird, die erst gelehrt werden sollen: Ich wollte aber wissen, ob in den Theilen der Tanzkunst, die auch den Kopf des Philosophen und des Geometers beschäftigen kann, seit meiner Jugend was wichtiges wäre verändert worden. Ich fand noch eben die Positionen und eben die Pas; und bey den neuen Vernunftlehren, fand ich auch noch: Wahrheit sey die Uebereinstimmung unserer Empfindungen mit den Sachen selbst.

Diese Erklärung hat den kleinen Fehler, daß nach ihr unmöglich ist zu entscheiden, was wahr ist oder nicht. Denn wenn ich nun wissen will ob die Erzählungen von den patagonischen Riesen wahr sind, so sagt mir diese Erklärung auf gut deutsch: Alsdann sind die Erzählungen wahr, wenn es wirklich in Patagonien Riesen giebt die auf kleinen Pferdchen reiten, und die Füße hintennach schleppen. Aber ob es nun dergleichen dort wirklich giebt, wie erfahre ich das, ich, der ich keine Reise in Südamerica thun kann?

Die Körper außer mir kenne ich nur vermittelst meiner Sinne, wie ein Land in das ich nie kommen werde, aus Reisebeschreibungen. Wie kann ich also wissen ob mir meine Sinne die Körper so vorstellen wie sie sind?

Gar leicht, antwortet mir der Philosoph, denn man darf nur seine Empfindungen mit einander vergleichen, allenfalls über einen Gegenstand unterschiedene Sinne befragen u. s. w. Hiegegen habe ich nichts einzuwenden, aber das heißt nicht: Uebereinstimmung der Vorstel-

lungen mit der Sache, sondern Uebereinstimmung der Vorstellungen mit einander selbst; und auf diese Art hätte man die Wahrheit erklären sollen, auch wenn von sinnlichen Dingen die Rede ist. Denn die Metaphysische Wahrheit hatte schon Wolf so erkläret, und von den Wahrheiten, die aus allgemeinen Begriffen hergeleitet werden, wie z. E. die Geometrischen, ist offenbar daß nichts zu ihnen kann gerechnet werden, was sich nicht in ihren Zusammenhang bringen läßt, und davon ist man nur alsdann versichert, wenn es aus ihnen durch richtige Schlüsse folgt.

Was hat wohl die Philosophen veranlaßt, bey sinnlichen Dingen, die Wahrheit nicht in der Uebereinstimmung der Vorstellungen unter einander, sondern mit der Sache selbst, zu suchen? Vermuthlich weil sie angenommen haben wenn wir empfinden, so müsse was außer uns seyn, von dem die Empfindung herrührt, nnd das müsse doch so seyn wie die Empfindung es uns darstellt.

Den ersten dieser Sätze begehre ich nicht zu läugnen, denn er sagt nur etwas das die Philosophen erfordern wenn sie das Wort Empfindung brauchen wollen, und die Bedeutung der Wörter ist willkührlich. Aber für einen Grundsatz angenommen: Daß Empfindung nie ohne äuserliche Veranlassung ist, so kömmt bey jeder Vorstellung der Seele, die Frage vor, ob diese Vorstellung Empfindung oder nur Einbildung ist, und das läßt sich wieder durch nichts als durch den Zusammenhang der Vorstellungen unterscheiden.

Der Kranke, macht sich Vorstellungen, zu denen Gesunde um ihn herum keine Gegenstände wahrnehmen.

men. Ob er also wirklich empfindet, ob er wachend träumt, das beurtheilen die Umstehenden nur aus den Zusammenhange ihrer Vorstellungen unter einander; er selbst, wenn er noch denken kann, beurtheilt es daraus wie diese seine Vorstellung mit seinen übrigen zusammenhängt, mit den Vorstellungen anderer denen er glaubt. Niemand kann die Sache selbst fragen ob sie da ist. Es läßt sich so gar nicht allemal zuverläßig entscheiden, was die Seele nur von ihr selbst hervorbringt und wozu sie in der That eine Veranlassung außer ihr hat, ob der Wahnwitzige, der Bilder an der Wand zu sehen glaubt, sich das nur einbildet, oder ob in dem zerrütteten Gehirne eben das vorgeht, was in einem gesunden vorgehen müßte, wenn die Bilder an der Wand stünden. (*)

Uebrigens,

(*) Ich hatte in Leipzig einen Zuhörer, der aus der Hauptstadt der ostlichsten Provinz von Deutschland, aus einer Familie die in der gelehrten Geschichte berühmt ist, mit sehr viel Kenntnissen vorbereitet auf die Universität kam, und daselbst sich besonders auf Philologie, schöne Wissenschaften und Mathematik mit glücklichen Fleiße legte. Er ward Magister und fieng selbst an Collegia zu lesen, wobey er aber sehr einsam lebte, und stets studirte. Wenn ich ihn erinnerte sich zuweilen zu zerstreuen, so antwortete er mir; Zur Erholung läse er im Homer. (Unsere schönen Geister, wenn sie das thun können, so heißen sie es studiren, freylich schonen sie auch ihre Gemüthskräfte, daß ihnen das nicht wiederfahren kann, was dem guten Magister wiederfuhr.) Einen Winterabend bekam ich von ihm ein französisches Briefchen, des Innhalts; Es würden ihm an der Wand seines Zimmers durch eine Zauberlaterne Bilder dargestellt, deßwegen er mich bäte zu ihm zu kommen. Er wohnte drey Treppen hoch hinten hinaus im Hofe eines großen Hauses, in den aus benachbarten Häusern auch Fenster giengen. Ich fand seine

Uebrigens, weil ich hier von Empfindungen rede, so versteht sich daß Sachen außer uns nur solche heißen, die Gegenstände von Empfindungen seyn können, daß ich hier die Gedanken ausschließe die man sich von Gott oder andern Geistern macht.

Empfinden nämlich, heißt allemal sich was Körperliches vorstellen, in dem man nie alle Theile des Ganzen unterscheidet, nie alle sich einzeln vorstellt. Empfindung ist also zuverläßig eine Vorstellung in der man nicht alles kennt was sie enthält. So bald man eine Empfindung in einzelne zerlegt, aus denen sie entsteht, so bald hört sie auf dieselbe Empfindung zu seyn. Alsdann

seine Stube von einem Windofen stark erhitzt, und es wurden ein paar Bouteillen Burgunder auf den Tisch gesetzt. Nach diesen Anstalten hielt ich es nicht für unmöglich diesen Abend selbst Bilder zu sehen. Sein Bericht war: Er sähe an der Wand Bilder, deren Vorstellungen er mir beschrieb. Sie hiengen ziemlich untereinander darinnen zusammen, daß ihm Anträge gethan würden, auswärts durch seine Geschicklichkeiten Ehre und Vortheile zu erhalten. Ein paar Monate zuvor hatte er mir ein Papier geschickt, in dem die Quadratur des Zirkels sollte enthalten seyn; es war aber gar kein Verstand darinnen: Diese Erfindung hatte er auch auf Anrathen der Bilder, ich weiß nicht an welche Akademie der Wissenschaften gesandt, erkannte aber jetzo daß er sich geirret hätte.

Ueber die Entstehung der Bilder dacht er so:

In den erwähnten benachbarten Häusern wären Zauberlaternen (das Wort bloß im Verstande der jetzigen Naturforscher genommen, nicht im Verstande der vormaligen Hexenverbrenner) durch diese würden ihm die Bilder in sein Zimmer geworfen. Diese Maschienen müßten sehr künstlich seyn, weil sie die Bilder so weit würfen, und auf eine so versteckte Art entstehen machten, der große

dann brennt die Nessel mich nicht mehr, sie verletzt mich nur mit unzähligen kleinen Stacheln.

Man wird schon hieraus sehen was die Forderung heißt: Wahre Empfindung soll uns die Sache so vorstellen wie sie ist. Wer diese Forderung thut, muß nie bemerkt haben, daß man zusammengesetzte Empfindungen in einfachere zerlegen kann, die ganz was anders darstellen. Das Frauenzimmer, das den Flügel spielt, weiß nicht wie viel Erschütterungen in einer Secunde jede Saite ihrem Ohre zusendet; und der Mathematikus, indem er es berechnet, hört er gewiß keine Musik. Indessen sind beyde Vorstellungen von der

große Vorrath von Bildern, erforderte viel Aufwand, und die Leute also, die so viel daran wendeten, ihm diese Vorstellungen zu machen, müßten damit sehr wichtige Absichten seinetwegen haben, ohne welche sie sich so viel Mühe nicht geben würden. Denn für natürlich sahe er alles an; er beschrieb mir was er, die Augen nach der Wand gerichtet, für Bilder in meiner Gegenwart sahe, wie man Gemählde beschreiben würde die man an der Wand hängen sähe, und ich schämte mich vor mir selbst, daß er dieses so gelassen erzählen konnte, denn ich fieng fast an mich zu fürchten.

Seinem Wirthe hatte er das Phänomen mit seiner Hypothese erzählt, und der, ein Kaufmann, hatte darüber gelacht: Von mir aber, der ich wußte was Zauberlaternen sind, erwartete er Beyfall. Laut ihm denselben zu ertheilen, dazu konnte ich mich nicht genug verstellen; er verlohr also das Vertrauen zu mir. Er hat die Bilder noch etliche Jahre darnach immer fort gesehen, auch eine Reise die er nach Hause, und wieder nach L. zurück that, brachte sie ihm nicht aus dem Kopfe. Er verfiel zuletzt in einen stillen Trübsinn, wo er nichts böses auch nichts gutes that, fast gar nicht zum reden zu bringen war, und darinnen ist er endlich in seiner Vaterstadt gestorben.

der Musik wahr: Die, welche das feinste Gehör erfordert, und die, wo sich elastische Erschütterungen, auch einem Tauben sichtbar und fühlbar machen lassen.

Empfindung zeigt uns, nicht was der Gegenstand ist, sondern wie er in unsere sinnlichen Werkzeuge wirkt. Zweene Gegenstände, die in unsere sinnliche Werkzeuge auf einerley Art wirken, sind für unsere Empfindung einerley, so unterschieden sie an sich selbst seyn mögen. Einen von dem andern zu unterscheiden, nimmt man vielleicht zweene Sinne zusammen; man versichert sich durchs Gefühl daß die Mahlerey nicht erhoben ist wie sie aussieht, das heißt man hat sich zuvor eine Definition vom Erhobenen gemacht, in der enthalten ist, wie das Erhobene aussehen und wie es sich anfühlen soll, und so nennt man das nicht erhoben, wo man das Anfühlen vermißt. Diese Definition sagt aber nicht, was das Ding ist, das wir erhoben nennen, sondern wie sich dieses Ding zweenen unserer Sinne zugleich darstellt. Der junge Engeländer dessen Blindheit Cheselden hob, hatte Gemählde lange Zeit für nichts anders angesehen, als für Tafeln auf denen bunte Flecke wären; ohngefähr mochte er einmal die gehörige Stellung treffen, wahrzunehmen, daß das Gemählde erhoben aussähe: Er befühlte es, und fragte: Welcher von beyden Sinnen der Betrüger wäre? Eine Frage, die den Philosophen welche diese Begebenheit erzählen, sonderbarer vorgekommen ist, als mir.

Denn so oft ich einem kleinen Mägdchen gezeigt habe wie ein Gegenstand zwischen zween Spiegeln vervielfältigt erscheint, so oft hat es hinter die Spiegel

gegriffen

gegriffen und geguckt: Also that es diese Frage, nicht mit dem Munde, denn es konnte die gelehrten Wörter noch nicht aussprechen, sondern wie kleine muntere Mägdchen reden, mit Hand und Augen.

Und wir Erwachsene, thun dergleichen Fragen nicht mehr, weil wir uns längst der Zeit nicht mehr erinnern, als wir sie thaten. Gegentheils setzen wir das Gefühl zum Richter über die andern Sinne; ohne daran zu denken, daß ein Sinn so gut als der andere Gefühl ist, nur Gefühl, dessen Nerven nicht durch den ganzen Körper ausgebreitet sind;

Das Gefühl stellt uns so gut Verhalten der Sache außer uns gegen unsern Körper dar, als alle übrige Sinne. Bey manchen Blinden hat es Farben unterschieden, und in der Hand des Schmiedes verträgt es ein fast glüendes Eisen.

Die Philosophie, nach der das Gefühl allein Wahrheit lehrt, nach der sich der Regenbogen von den Regentropfen so unterscheidet, wie Erscheinung vom Wirklichen; die muß das Complementum possibilitatis, das den Metaphysikern so schwer anzugeben ist, ohngefähr so erläutern: Naß machen, oder ein Loch in den Kopf stoßen.

Auch bey dem Gefühle giebt jedermann Erscheinungen zu, z. E. daß ein Keller uns im Sommer kühl, im Winter warm vorkömmt. Was man hier Erscheinung nennt, das besteht nicht darinnen, daß die Luft des Kellers kühler oder wärmer ist, als die äusere, das erkennt man für wahr, sondern darinnen, daß Uns, die wir an diesen Unterschied nicht denken, eben deßwegen

wegen die Luft im Keller eine andere Empfindung erregt, als wir erwarteten.

Eine unerwartete Erscheinung ist offenbar eine Empfindung, die mit dem Gewöhnlichen, in deren Reiche sie vorkömmt, nicht übereinstimmt. Eben deßwegen erregt sie unsere Neugier, zu erforschen, wie sie entsteht, das heißt, wie sie sich in den Zusammenhang der übrigen Empfindungen bringen läßt; sind wir darüber befriedigt, so glauben wir nun zu wissen, was in der Erscheinung wahr ist.

Oft stimmen auch in einer großen Menge von Empfindungen, nicht alle mit einander überein; oder manche stimmen mit den Schlüssen nicht überein, die wir aus andern ziehen. Die erste Empfindung, die wir von den Bewegungen der himmlischen Körper haben, ist so, wie die Empfindung einer hohlen Kugel seyn würde, die sich um uns drehte: Je mehr wir Empfindungen von den himmlischen Körpern bekommen, je mehr Schlüsse wir aus ihnen herleiten, desto mehr bemerken wir, das uns bey der hohlen Kugel nicht so vorkommen könnte: So kommen wir nach und nach auf das, was wir die wahre Weltordnung nennen, und das Merkmahl ihrer Wahrheit ist kein anders, als daß in sie alle himmlische Erscheinungen, alle Folgen daraus, passen.

Was im Himmel selbst vorgeht, (ich meyne den astronomischen Himmel, nicht den theologischen,) das wissen wir nicht, nur wie sich das uns vorstellt, was da vorgeht, oder vielleicht schon lange vorgegangen ist. Denn daraus, daß das Licht Zeit braucht, von einem Sterne zu uns zu kommen, und aus der unermeßlichen

Weite

Weite der Fixsterne von uns, folgt, daß das Licht, vermittelst dessen ich gestern Abend einen Stern sahe, von ihm vielleicht vor mehr als einen halben Jahrhunderte ausgegangen ist: Und weil innerhalb dieser Zeit, kein Bewohner der Erden andere Nachricht von ihm hat haben können, als vermittelst des Lichtes, das von ihm anlangt, so habe ich vielleicht gestern, mit großer Sorgfalt und Richtigkeit einen Stern beobachtet, der, ehe ich das Wort Astronomie nennen hörte, verloschen, zerborsten, was weiß ich wie? untergegangen ist.

Man bilde sich Menschen ein, die von ihrer Kindheit an, in eine unterirdische Höhle eingesperrt gewesen sind, nur so viel Licht bekommen, als eine enge Oeffnung oben im Gipfel des Berges herabläßt, und von dem, was bey dieser Oeffnung vorbey geht oder getragen wird, in die Tiefe ihrer Gruft fallende Schatten beobachtet.

Gesetzt es stünde unter ihnen ein Philosoph auf, und belehrte sie mit einer tiefsinnigen Mine: Diejenigen Schatten sind wahr, die uns die Sache oben auf dem Berge so vorstellen, wie diese Sachen wirklich beschaffen sind: Sollte keiner seiner Mitgefangenen so viel natürlichen Verstand haben ihn zu fragen: Aber woher weiß man denn hie unten wie die Sachen beschaffen sind?

Und wenn unsere Philosophen, die Wahrheit eben so definiren wie der Troglodyte, so müssen sie sich nicht erinnern, daß Plato zu ihrem Unterrichte dieses Märchen ein paar tausend Jahre eher erzählt hat, als Leibnitz sagte:

Daß die ganze sinnliche Welt nur Erscheinung ist.

Was man in dieser Welt der Erscheinungen Wahrheit nennen darf, habe ich vorhin angezeigt; und wer hievon mehr Erläuterungen und Beyspiele verlangt, findet sie in der Optik, in der Astronomie, in der ganzen angewandten Mathematik, wo die sichersten Kenntnisse auf lauter Erscheinungen gegründet sind.

Der, welcher sich mit diesen Kenntnissen beschäftiget, kann von ihnen überzeugt seyn, sie zum menschlichen Nutzen anwenden, sie erweitern, ohne daß er weiß, daß es nur Erscheinungen sind, mit denen er zu thun hat.

Nur alsdann wird er irren, wenn er Sätze, die in der scheinbaren Welt richtig sind, in die wahre bringen will.

Man hat Seecharten, welche die Erde vorstellen, als wäre sie eine ebene Fläche. Der Schiffer, der stets nahe am Aequator bleibt, bedient sich ihrer ohne Nachtheil, auch wenn er nicht weiß, wie falsch das ist, was sie voraussetze. Aber bey dieser Unwissenheit mag er sich mit ihnen nicht gegen die Pole zu wagen.

So ist es noch zu unsern Zeiten, dem größten Mathematikverständigen gegangen, wenn Er die einfachen Wesen, und den Satz, daß es nicht vollkommen ähnliche Dinge giebt, bestritt, wenn er die Immaterialität der Seele beweisen wollte.

Solche metaphysische Versehen begieng Euler nicht als Mathematicus, sondern als Philosoph, der die gemeine Definition der Wahrheit annahm, Empfindungen glaubte, dadurch die Sache so vorgestellt wird wie sie ist.

Eben aus dieser Definition so angenommen, entspringen die Untersuchungen über das Kennzeichen der Wahrheit. Diese Untersuchungen erinnern mich oft an eine arme blinde Frau, die ihr leinen Zeug selbst wusch. Wenn sie es ihren Gedanken nach lange genug im Wasser handthiert hatte, nahm sie es heraus, und sagte: Nun mag es gut seyn! Die Weiber um sie herum, lachten, denn sie hatten keine philosophische Theorie von den Kennzeichen der Reinigkeit der Wäsche für eine blinde Wäscherinn.

Für die Sinne gehört nur Wahrheit in den Erscheinungen. Was in den Sachen selbst wahr ist, das lehrt uns nur der Verstand; Er lehrt uns davon sehr wenig, aber genug für unsere jetzigen Bedürfnisse.

XII.

Etwas zum Lobe St. Martins.

In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 11. Nov. 1769.

Ob wir Protestanten gleich den heiligen Martin nicht verehren, so weyhen wir doch seinem Andenken um gegenwärtige Zeit jährlich Hekatomben von Gänsen. Das ist eben so ein Stück der evangelischen Freyheit, wie wir in einem andern Monate ausüben. Die frommen Catholiken bereiten sich durch allerley Lustbarkeiten zur Casteyung ihres Leibes: zu eben der

Zeit, tanzen wir auch, wie sie, aber darnach fasten wir nicht mit ihnen.

Sie dürfen nicht befürchten, M. Herren, daß mich zu dem Aufsatze, den ich Ihnen vorlege, etwan eine gelehrte Untersuchung über den Ursprung der Martinsgänse veranlasset hat: Ich begreife, daß man ganz wohl Gänse genießen, und tanzen kann, ohne sich mit Alterthümern zu beschäftigen, wenigstens mit historischen Alterthümern; denn allerdings bekömmt man bisweilen alte Gänse. Sanct Martin hat im vergangenen Sommer an einem schönen Mittage meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich bin gewohnt, bey dem Essen zu lesen, damit ich nichts tiefsinniges denke. Zu dieser Absicht wählte ich einmal die Werke des Sulpicius Severus, vorzüglich weil ich sie in einem Duodezbande besitze. In der heiligen Geschichte dieses Geistlichen fand ich eine Nachricht, die mir von dem Bischofe Martin einen vortheilhaften Begriff gab. Was ich dieserwegen zu sagen habe, würde wohl nicht allen meinen Zuhörern verständlich genug seyn, wenn ich nicht von den vorhergehenden Begebenheiten so viel beybrächte, als der Zusammenhang erfordert.

Der Aberglaube der Gnostiker hatte sich aus Aegypten in Spanien verbreitet (*). Sie wurden in einer Synode zu Saragosa (Caesar augusta) von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen (**). Aber der Eifer von zween Bischöfen, Ithacius und Idacius, gieng noch weiter, und erlangte vom Kaiser Gratian Befehl, daß die Anhänger dieser Secte aus dem Lande weichen

sollten.

(*) Sulp. Seu. Hist. Sacr. L. II. c. 46.

(**) cap. 47.

sollten. Die Gnostiker sahen sich genöthiget zu gehorchen, wußten aber bald darauf geneigtere Richter zu erlangen, und selbst ihren Gegnern Furcht zu erregen. Endlich gelang es dem Ithacius den Kaiser Maximus wider die Secte einzunehmen. Der Bischof Martin billigte dieses Verfahren nicht (*). Er drang in den Ithacius, von der Anklage abzustehen, bat den Kaiser, der Unglücklichen Blut nicht zu vergießen, es sey genug, daß man sie von der Kirche ausschlösse, wenn der Bischöfe Spruch sie für Ketzer erklärt hätte; daß ein weltlicher Richter in einer Sache der Kirche spreche, sey ein neues und unerhörtes Unrecht. So lange er sich auch zu Trier aufhielt, wo sich der Kaiser befand, ward nichts in der Sache vorgenommen, und als er abreisete, versprach ihm Maximus: es sollten keine Bluturtheile über die Angeklagten gefällt werden. Bischöfe von grausamern Gesinnungen, als Martin, änderten des Kaisers Entschluß, unterschiedene von der Secte wurden hingerichtet, andere aus dem Lande vertrieben, mit dem Erfolge, daß sich dieser Irrthum nur weiter ausbreitete, der getödete Anführer Priscillian als ein Märtyrer verehret ward, und jene Eiferer neues Blutvergießen nöthig fanden (**). Indem sie dieserwegen des Maximus Befehle zu erlangen bemüht waren, erschien Martin am Hofe. Sein Geschäft war, für einige zu bitten, die auf Gratians Seite gewesen waren, den Maximus besiegt hatte. Voll Misfallens über der Verfolger Verfahren hatte er sich bisher ihrer Gemeinschaft entzogen, und wenn er diese Absonderung

 jetzo

(*) Sulp. Seu. Hist. Sacra cap. 50.

(**) Eiusd. Dial. III. de virt. B. Martin. cap. 11.

jetzo fortsetzete, befürchteten sie davon viel Nachtheil, wegen seines großen Ansehens. Kein Mittel vermochte was über ihn, als der harte Entschluß des Kaisers, die hinrichten zu lassen, für die er um Gnade bat. Dieser Leben zu retten, und Unglück, das den spanischen Kirchen drohete, zu verhüten, gab er auf einige Zeit nach, und befand sich mit den Verfolgern bey der Ordination eines neuen Bischofs, entfernte sich aber sogleich den folgenden Tag, um nicht weiter zu einer Verbindung genöthiget zu seyn, über die er auch kein schriftliches Zeugniß ausstellen wollte.

Billige Denkungsart, kluge Vorsichtigkeit, Standhaftigkeit, wirksame Menschenliebe zeigen sich in dieser Reihe von Handlungen, und in andern einzelnen Begebenheiten, die von dem Bischofe erzählet werden. Er brauchte keine gewaltsame Bekehrungsmittel, durch seine Reden bewegte er die Götzendiener ihre Tempel selbst zu zerstören (*).

Unweit seines Klosters ward ein Ort als ein Märtyrergrab verehrt, die vorigen Bischöfe hatten selbst einen Altar da verordnet. Er konnte keine zuverläßige Nachricht erlangen, wie der Märtyrer heiße? wenn er gelitten habe? Wie ihm dieses die Sache zweifelhaft machte, so enthielt er sich eine Zeitlang des Orts. Er wollte die Andacht des Volks nicht stören, so lange er ungewiß war, aber auch durch sein Ansehen etwas nicht bestätigen, das Aberglauben seyn konnte. Als er sich einmal mit wenigen seiner Mönche daselbst befand, betete er, daß ihm entdeckt würde, wem das Grab gehörete. Da sahe er linker Hand nahe bey sich einen

(*) Sulp. Seu. Lib. de Vita B. Martini cap. 15.

einen häßlichen Schatten stehen, dem er befahl, sich zu erkennen zu geben. Die Antwort hieß: "Ich bin „ein Straßenräuber; meiner Verbrechen wegen bin „ich hingerichtet worden; der Wahn des Volks hat „mich erhoben; unter den Märtyrern habe ich kein „Theil; sie leben in Herrlichkeit; ich leide Pein!" Die Mönche erstaunten, daß sie reden hörten, und nichts sahen (*).

In dieser Begebenheit muß ich die kluge Zurückhaltung billigen, Aberglauben nicht zu unterstützen, Andacht, die nach des Bischofs Begriffen, gegründet seyn konnte, nicht zu stören. Ich glaube, es wäre recht gut, wenn in unserm Zeitalter, das zu erleuchtet ist, Geistererscheinungen zu erwarten, wenigstens der natürliche Theil von dieser Erzählung öfter nachgeahmt würde, wenn mancher Schriftsteller sich gegen einen und den andern theologischen Satz verhielte, wie St. Martin gegen den Altar.

Mir fällt gleich noch ein Wunder St. Martins ein. Er sahe in der Ferne eine Proceßion von heidnischen Landleuten, die ihm zu einen Götzenopfer zu gehen schienen. Sogleich machte er, daß sie alle auf einmal stehen bleiben mußten. Ich kann es mit dem Sulpitius Severus beweisen, wenn man es mir nicht auf mein Wort glauben will, daß es recht lustig aussahe, als die Bauern nicht von der Stelle konnten, und nicht wußten, wie ihnen geschahe. Aber zu viel geschahe doch den armen Leuten, denn sie wollten nur eine Leiche

(*) Sulp. Seu. Lib. de Vita B. Martini cap. II.

zu Grabe tragen, und als der Bischof dieses erfuhr, ließ er sie wieder fortgehen (*).

Bey den Wunderthätern, deren Geschichte ich glaube, finde ich immer, daß sie auch die Gabe hatten, zu unterscheiden, ob die Gelegenheit ein Wunder erforderte, oder nicht. Ich weiß keinen, der nöthig gehabt hätte eine Uebereilung durch ein miraculum restitutionis wieder gut zu machen. Besaß also St. Martin die Gabe Wunder zu thun, so konnte er ganz anständig dadurch Götzendienern zeigen, sein Gott sey mächtiger, als der, dem sie opfern wollten; aber so, wie die Geschichte erzählet wird, erinnert sie mich nur an ein Possenspiel, das ich in meiner Jugend gesehen habe, wo ein Zauberer durch ein paar Worte die Leute nach Gefallen unbeweglich und wieder beweglich machte. Die Worte waren: Perlick und Perluck.

In Martins Leben finde ich überhaupt das Sonderbare: Was ich in diesem Leben glaube, das zeigt mir einen Mann, der Hochachtung verdient, und der fast keinen beträchtlichen Tadel verdient, dessen Fehler, Fehler seiner Zeiten, seiner Umstände, seines Enthusiasmus sind.. Nur da gefällt mir nicht alles an ihm, wo ich nicht alles von ihm glaube. Kann wohl ein Protestant einen Bischof mehr loben? Selbst an manchem weltlichen großen Herrn, von welcher Religion er auch ist, er verehre nun die Himmelskönigin, oder nur seine Herrschsucht, oder nur seine Maitressen, muß man gerade dasjenige loben, was man von ihm nicht glaubt.

Das Gute, das ich vom St. Martin gesagt habe, ist vermuthlich selbst auf den Kanzeln nicht sehr erwähnt worden,

(*) Sulp. Sev. Lib. de Vita B. Mart. cap. 12.

worden, wo man an seinem Feste geprediget hat. Da haben ohne Zweifel seine Wunder mehr geglänzt, als seine Gesinnungen gegen die Ketzer.

Ueber eine Classe dieser Wunderwerke, kann ich auch noch etwas sagen, und damit will ich meinen Aufsatz schließen. Es ist eine Hymne an St. Martin; wie sie ein protestantischer Domherr singen könnte: denn, von den römischcatholischen Domherren, ist bisher bekanntermaßen die Regel, nur mit wenigen Ausnahmen, daß sie nicht so gerne zur Ehre St. Martins singen, als trinken (*).

Mein guter Bischof Martin
Entrunzle deine Stirne,
Und höre kleine Verschen:
Vor dir flohn aus Beseßnen
Unzähliche Dämonen.
Du fragtest ihre Namen
Und hörtest Götternamen (**)
Merkuren und Lyäen,
Und selbst der Götter Größten.
Auch aus beseßnen Mägdchen
Wich oft vor dir ein Dämon:
Weißt du wohl dessen Namen?
Der Dämon das war Amor,
Denn der besitzt die Mägdchen
Du böser Bischof Martin!
Was that dir denn mein Amor?
Mein lieber kleiner Amor?

(*) Und daß die Italiäner St. Martin auch so verehren; S. Labat Voy. d'Esp. & d'Italie T. 4. ch. 10. p. 79.

(**) Ist mit einer poetischen Freyheit aus Sulp. Seu. Dial. 2. de virtutib. B. Martin. cap. 13. genommen.

XIII.

Psychologische Anmerkungen über Blinde die ihr Gesicht bekommen haben.

Weil wir von sinnlichen Begriffen die meisten durchs Gesicht erhalten, so ist die Optik für jemanden sehr lehrreich, der über die Art wie Begriffe in uns entstehen nachdenken will. Sie ist auch zu dieser Absicht schon verschiedentlich angewandt worden. In Smiths Lehrbegriffe der Optik, ist ein eigenes Capitel, voll Bemerkungen, wie wir durch das Gesichte Begriffe bekommen. Es ist auch da eine sehr unterrichtende Erzählung aus den Transactionen eingerückt, wie sich ein Blinder verhalten hat, dem Cheselden zum Gesichte verhalf.

Im September 1770 des Journal de Medicine, finden sich Nachrichten von Blindgebohrnen, denen der Oculist Herr Marchan den Staar gestochen hatte. (Observations sur l'extraction des cataractes de naissance. . . . a. a. O. 263 S.). Es sind von ihnen einige Umstände angeführt die merkwürdig geschienen haben. Ich will solche mit meinen Gedanken darüber vorlegen.

„Die Sehendgewordenen tappten anfangs mit „der Hand herum nach den Gegenständen, die ihnen „vor die Augen gehalten wurden; sie lernten, sagt „der V. sehen wie die Kinder reden lernen."

Wenn

Wenn er auf Kinder, die noch nicht reden lernen, acht gegeben hätte, so hätte er bemerkt, daß sie eben so mit der Hand nach dem herumtappen, was man ihnen vor die Augen hält, daß sie also nach seinem Ausdrucke auch sehen lernen.

Eigentlich aber lernen sie und die gewesenen Blinden, nicht sehen, sondern die beyden Sinne das Sehen und das Fühlen mit einander vergleichen.

Ich sehe eine Sache, wie muß ich die Hand führen daß ich sie ergreife.

Das ist die Aufgabe, die diese Erwachsenen auflösen lernten, und die wir in der Zeit haben auflösen lernen, aus der wir uns nichts mehr erinnern.

Und noch können wir diese Aufgabe, nur in den gemeinsten Fällen die uns beständig vorgekommen sind auflösen, nur wo keine große Richtigkeit erfordert wird. Eine gerade Linie aus freyer Hand zu ziehen; einen geraden Feilstrich zu führen, sind Geschicklichkeiten, die nur durch viel Uebung erlangt werden. Und doch heißen sie weiter nichts, als die Hand nach einer Richtung zu bewegen, die das Auge sehr wohl von allen andern unterscheidet.

„Einen dieser Sehendgewordenen fährt der Verfasser „fort, setzte man vor einen Spiegel; er griff nach dem „Bilde einer hinter ihm stehenden Person das er im „Spiegel sahe."

Auch dazu würde jeder anderer der viel Jahre gesehen hat verleitet werden, wenn ihm ein Spiegel was ganz neues wäre, und er allenfalls sein eigen Bild im Spiegel nicht bemerkte. Und wer Spiegel nach den gemeinen Gebrauche kennt, dem dürfen sie nur auf

eine versteckte oder ungewöhnliche Art vorgestellt werden, ihn eben so zu verführen. Die optischen Bücher lehren häufige Mittel zu dergleichen Betruge.

Am sonderbarsten klingt, "daß einer dieser Sehend„gewordenen, eine Kugel und einen Würfel, die er „ohne sie zu sehen befühlt hatte, durchs Gesicht unter„schieden hat."

Dieses ist andern sehend gemachten wie Smith a. a. O. berichtet nicht gelungen, Cheseldens Blinder konnte die Katze und den Hund, mit denen er vor Erlangung seines Gesichts oft gespielt hatte, nicht durchs Ansehen unterscheiden, Herr Marchans Blinder hat vielleicht auf gerathe wohl das Ding Kugel genannt was wirklich Kugel war. Ein Philosoph hätte ihn gefragt, woran er die Kugel erkennte.

Doch ein Philosoph, wenigstens ein Deutscher, hätte mit diesem Sehendgemachten, ganz andere Versuche angestellt als hier erzählt werden, oder, von diesen, den Erfolg voraus gesehen, und sie folglich nicht bewundert, wenn gleich die Deutschen sonst bey den Franzosen große Bewunderer heißen.

XIV.

Anmerkungen über einige deutsche Wörter.

Schlagfaß.

In meiner Vaterstadt giebt man diesen Namen einem Fasse, dessen obere Oefnung statt des entgegengesetzten Bodens mit einem Deckel verschlossen wird, über dem Deckel liegt ein Stück Holz wie ein Riegel, vermittelst dessen und eines Vorlegeschlosses man das Faß verschließen kann.

Weil hiebey nichts geschlagen wird, so habe ich die Ableitung des Wortes nicht errathen können, und ich habe schon als Knabe darüber nachgesonnen, denn als ich in meinem zehnten Jahre die Institutionen hörte, so lernte ich schon, daß in dem Titel de Verborum Significatione, ein großer Schatz juristischer Gelehrsamkeit enthalten ist. Lange darauf, als ich mir die schwedische Sprache bekannt machte, erfuhr ich, daß in derselben Slå einen Riegel bedeutet, und die beschriebene Einrichtung wohl ein Riegelfaß heißen könnte. Mich deucht diese Etymologie ist wenigstens so sicher, wie daß Testamentum von Testatio mentis herkömmt. pr. Inst. de Test. Ord.

Ob diese Benennung eines Riegels auch deutsch ist, weiß ich nicht. Ist sie es nicht; je nun so haben die Leipziger im jetzigen und im vorigen Jahrhunderte un-

glückliche

glückliche Gelegenheiten genug gehabt schwedische Wörter zu lernen.

Metten.

Schmink in seinen Anmerkungen über Eginhard. de vit. Car. M. p. 121. leitet dieses Wort von der Stadt Metz her, welches Schamelius im gloßirten Gesangbuche N. 65. 135. S. als eine merkwürdige Nachricht ausgezeichnet hat.

Wie konnte diesen beyden Leuten Metz einfallen und nicht matutinae?

Aelster.

Agace Espéce de pie dont les plumes sont plus noires que celles des autres, wird in einer periodischen Schrift Europe Savante Mars 1719. art. I. p. 13. als eine Ergänzung zum Nouveau Dictionnaire de l'Ac. Fr. angegeben. In Herrn Schmidlins Catholicon ist es durch pica glandularia gegeben.

Das alte deutsche Wort ist: Aglaster jetzo Aelster. Wenn Elster, wie viele thun, geschrieben wird, so wird es schwer fallen zu glauben, daß dieses Wort mit Agace einerley ist. Ein Beyspiel, wie manchmal verwandte Wörter ihre Gestalt so können verändert haben, daß man ihre Verwandschaft nicht mehr bemerkt.

Elend.

Frisch zeigt in seinem Wörterbuche an, daß es so viel als fremd bedeute. Den dort angeführten Stellen, ließe sich noch beyfügen, daß in dem Heldenbuche, der Held elende sehr oft vorkömmt. Deutschland

hat

hat im vorigen Kriege viel Helden gesehen, von denen sich dieses Beywort, in der alten und in der neuen Bedeutung brauchen ließe.

Wie wäre es, wenn das Elendthier ein fremdes Thier bedeutete? In den Ländern wo es noch jetzt zu finden ist, heißen die Eingebohrnen, in unserer Sprache Undeutsche.

In den Gundlingianis (*) wird aus einer Urkunde eines Thieres gedacht, das im Deutschen Elo oder Schelo hieße. Gundling nimmt es für das Elend an, und leitet die letzte Benennung von Schälern her, weil es die Rinden der Ellern abschälte. Das ist nun wohl dem Elende mit anderm Wilde gemein, und es würde daher schwerlich seinen eignen Namen bekommen haben. Es ist auch leichter anzunehmen, daß zu dem ursprünglichen Namen in einer gewissen Provinzialaussprache das Sch vorgesetzt worden, als daß ein so scharf tönender Anfang des Wortes mit der Zeit völlig weggeblieben wäre, wenn er zu seiner ursprünglichen Bedeutung gehörte.

Zahr.

Heißt Feuchtigkeit. Der Herr v. Rohr hat zu Coburg 1738; des alten Mathesius Predigt vom Weine herausgegeben, da heißt es auf der sechsten Seite

Die zween edelsten Zahr, Wein und Oel.

Der Herr v. Rohr übersetzt dieses ihm ganz fremde Wort, durch Gewächse. Er muß an Zähren nicht gedacht

(*) 25. Stück 5. Art.

gedacht haben. Es hatte aber auch, zu des Herrn v. Rohr Zeiten, noch nicht so mancher Dichter, eine fromme Zähre, eine freundschaftliche Zähre, eine kindische Zähre, immer einer dem andern nachgeweint. Frisch kennt auch von Zähren keine andere Bedeutung als Thränen, oder etwas allgemeiner: Tropfen, aber, der fromme Mathesius, dankt Gott, daß er diese edelsten Zahr, zur Freude, Gesundheit, Nahrung, und zu allerley Nothdurft auf Erden geschaffen hat; so war seine Meynung gewiß nicht, den Wein tropfenweise einzunehmen.

Bigot.

Dieses französische Wort ist deutschen Ursprungs. Rollo der Anführer der Normänner sagte bey einer gewissen Gelegenheit: Ne se Bigot, welches du Chesne so auslegt: Nicht so! bey Gott!

Clemens Grubisschius in seiner Disquisitione in Originem et Historiam Alphabeti Slauonici (Vened. 1766; 8.) giebt dieses auf der 77. S. durch ne za Boga, welches, so viel ich von der slavonischen Sprache verstehe, wohl eben die Bedeutung haben wird.

Die Franzosen haben also ihr Schimpfwort vermuthlich daher genommen, daß andächtige Leute den Ausdruck bey Gott häufig gebraucht haben. Und diese Andächtigen müssen eine mit der deutschen verwandte Sprache gesprochen haben.

Es fällt mir noch eine solche französische Mißdeutung deutscher Andacht ein. Beym Brantome Dames galantes T. II. p. 358; und in den Oeuvres de Clement. Marot; à la Haye 1731; 4. T. II. p. 210. rem.

kömmt

kömmt ein St. Alivergot vor. Ohne die Register der Heiligen durchzugehen, bin ich sicher daß dieser unbekannte Heilige, in der That größer ist, als sonst irgend einer den die römische Kirche verehrt: denn es ist ohnstreitig: Ach lieber Gott!

Ueber die spanische Benennung des Rottwelschen.

Man versteht unter den Rottwelschen, eine Art von Sprache der Zigeuner und der ihnen angehörigen Diebe und Räuber, die eigentlich nur einige besondere Wörter hat, übrigens deutsch ist. Unter den Wörtern kommen hebräische häufig vor, z. E. Beth heißt ein Haus und Lehem Brod. In Philanders von Sittenwald sechsten satirischen Gesichte vom Soldatenleben findet sich ein Wörterbuch dieser Sprache, zum Beweise, daß die Freyparthеyen im dreyßigjährigen Kriege die in diesem Gesichte beschrieben werden, ziemlich nahe mit Straßenräubern verwandt waren.

Dergleichen Sprache nun, wenigstens eine Spitzbubensprache, heißt im spanischen Germanesco und damit man nicht wegen der Ableitung zweifele: de la Germania. So findet es sich in Cervantes Saavedra (des Verfassers vom Don Quixote) Novelas Exemplares; (*) in der Erzählung vom Rinconete und Cortadillo (**), wo eine Spitzbubengesellschaft so vollständig

(*) Novelas Exemplares de Miguel de Cervantes Saavedra. En Brusselas, 1625.

(**) 155. S. Von dieser Erzählung, hat man eine freye Uebersetzung ins Oesterreichische. Sonderlich curieuse Historia von Isaac Winkelfelder und Jobst von der Schneidt

ständig beschrieben wird, daß Cervantes entweder ein Mitglied davon gewesen seyn muß, oder Actuarius bey der Inquisition über die Bande.

Ich weiß nicht wodurch die deutsche Sprache diese Ehre bey den Spaniern verdient hat? Die Pilgrime, die den Sancho Pansa umringten als er von seiner Statthalterschaft zurück kam, foderten auch von ihm: Guelte. Zu Cervantes Zeiten, war ohne Zweifel noch vieles von der Verbindung übrig, die unter Carl V. zwischen Deutschland und Spanien entstanden war, und vielleicht kam mancher Deutscher, besonders Landsknecht, nach Spanien, der mehr da holen wollte, als er hinbrachte. Indessen, ist von Carl V. bekannt, was er den Spaniern bey seinem Kriegsheere geantwortet hat, als sie sich über der Deutschen Unmäßigkeit beschwerten. Er müßte, sagte er, die Deutschen trinken lassen, und die Spanier stehlen. Also sehe ich nicht, warum eine Spitzbubensprache nicht eher spanisch heißen sollte als deutsch?

Das muß man indessen den Spaniern, die sonst für so eitel gehalten werden, zugestehen, daß sie manche Ehre, die sie sich wohl zueignen könnten, willig andern überlassen. Unter den americanischen Schätzen brachten sie auch Etwas mit, davon sie in Neapolis ihren guten Freunden, den Franzosen mittheilten.

Die

Schneidt (durch die Zunamen, sind die spanischen ohngefähr ausgedrückt) durch Niclas Ulenhart. Eine neue Auflage ist 1724; 8. herausgekommen. Die Scene ist nach Prag verlegt, und so sind andere Aenderungen gemacht. Die Provinzialmundart ausgenommen, ist sonst die Uebersetzung nicht schlecht.

Die Franzosen haben bekannter maaßen, die vorzügliche Geschicklichkeit, was sie von andern Nationen bekommen, zu verbessern, wenigstens auszuputzen, bequemer einzurichten, und zur Mode zu machen, alsdann lassen sie die Mode auch gern nach sich benennen. Und der Spanier hat verstattet, daß das Geschenk, das er ihnen machte, in ganz Europa nach den Franzosen benennt wird. Nun halte man noch den Spanier für ehrgeizig!

Gegen die Deutschen wollte ich doch eine ähnliche Gefälligkeit des Spaniers in Absicht auf die Spitzbubensprache verbitten. Denn die Deutschen haben nicht soviel Verdienste um die Spitzbüberey, als die Franzosen um jene americanische Waare.

Einem die Feigen weisen.

Eine alte deutsche Redensart, von der Frisch im Wörterbuche richtig sagt: Sie bedeute den Daumen bey gemachter Faust zwischen dem Zeigefinger und Mittelfinger heraus stehen lassen. Auf Latein heißt es, glaube ich: impudicum digitum ostendare.

Die Deutschen haben diese Beschimpfung, und das Wort, ohnstreitig von den Italiänern gelernt:

Al fine delle sue parole il ladro
Le mani alzó con ambedue le fiche (*).

Dante Inf. Canto 25, v. 1; 2.

(*) Herr Bachenschwanz hat in seiner Uebersetzung der Hölle des Dante (Leipz. 1767) die Gebärden beschreiben müssen: die Hände, mit beyden zwischen den zween ersten Fingern schandbar herausgestreckten Daumen.

Was aber fica im Italiänischen bedeutet, wer das noch nicht weiß, der muß in Aretins Ragionamenti, die Ficheide mit dem Commentar lesen, oder unsere Jäger fragen, was das Feigenblatt heißt?

Diese Gebährde ist noch jetzo bey den Italiänern gebräuchlich, wie in Sectani II. Satire am Ende erwähnt wird.

Frisch, giebt ihre Bedeutung an, man wolle damit jemanden für einen feigen Menschen erklären, oder ihm eine Ohrfeige geben. Die letztere Bedeutung kann gar nicht statt finden, weder die Bildung der Hand, noch die Stellung, da man vor demjenigen stehen muß, dem dieses soll gezeigt werden, lassen was anders zu, als eine Verspottung.

Beym Hanns Sachs, sagt ein Vater zu seinem Sohne:

Ich wehr dir nur die losen Gsellen,
Die alle Gfreß ausludern wöllen,
Und füren dich in schand vnd schaden
Vnd lassen dich darnach drinn baden,
Vnd zeygen dir darnach die Feygen;

Hanns Sachs 1. Buch (Nürnberg. 1570 fol.) fol. CCXXXII.

(Es wird bekannt seyn, daß Hanns Sachs ein Schuhmacher in Nürnberg gewesen ist, und nicht etwa ein alter wohlmeynender Professor auf einer Universität.)

Die erste Bedeutung, die Frisch angiebt, kann manchmal die wahre seyn; ist vielleicht die ursprüngliche, und erläutert

erläutert zugleich selbst, warum feig für verzagt genommen wird. Nach einem alten Mährchen, soll Alexander, über den Thoren der Städte, die er erobert hatte, ob sich die Einwohner tapfer gehalten hatten oder nicht, durch gewisse Zeichen angedeutet haben, die ein Metaphysikus zu den natürlichen rechnen müßte. Wer ein wenig Stärke in den Schimpfwörtern unterschiedener Völker besitzt, dem werden leicht viele einfallen, die nach dieser Analogie gemacht sind.

XV.

Ein paar Anmerkungen aus der Heraldik.

In dem Wapen der Stadt Cöln, bedeuten, wie man sagt, eilf Flammen, die eilftausend Jungfrauen; also tausend Jungfrauen auf eine Flamme gerechnet. Ich dächte jede Jungfer könnte wohl ihre eigne Flamme haben.

* *

In einer Reimchronik, die aus Kuchenbeckers Analect. Hassiac. T. II. col. VI. von Reinharden angeführt wird, (Carlsruher nützl. Sammlungen I. Band 38. Seite) findet sich folgende Stelle:

Denn die kaiserlich Majestett
Mehr denn hundert Trabanten hett,
Die stunden um den König Stuhl her,
Deßgleichen auch sonst andre mehr;
Als: Heroldt, Stocknarrn, und Gesind,
Wie man bey solchen Händeln sind.

Die Rangordnung scheint nicht ganz ungewöhnlich gewesen zu seyn. Im Basler Todtentanze folgen nach einander: Der Kirbepfeifer, der Herold, der Schultheis, der Blutvogt, und der Narr. Diese Verbindung gereicht meiner Einsicht nach den Herolden nicht zum Schimpfe. Witz und Geschmack zu zeigen, ernährte man vormals an den Höfen Narren, wie man jetzo Franzosen ernährt, nur mit dem Unterschiede, daß die alten Höfe über die Narren lachten, und die Franzosen über die neuern Höfe lachen.

XVI.

Das Steckenpferd.

Den alten Gedanken, daß jeder Narr seine Kolbe hat, hat Tristram Shandy, etwas höflicher ausgedruckt, (das ist viel, wenn ein Engelländer einen spöttischen Gedanken höflicher ausdruckt). "Jeder Mensch habe sein Steckenpferd." Wenn einer nun zum Unglücke keines hätte, wie müßte er es wohl machen, mit den Steckenreutern auszukommen? Denn wenn er ihnen gerade zu sagt was sie sind, so schlagen sie ihm ihre Pferde um den Kopf.

Mich deucht, man hat schon den Sokrates zum Muster. Der spielte manchmal mit den Kindern, lobte sie, wie sie so schön ritten, nahm nach Gelegenheit eines sein Steckenpferd, ritt ein wenig darauf, und gab es ihm alsdann wieder. Und so hatten ihn die Kinder alle lieb, und merkten es nicht, daß er sie nur für Kinder hielt.

XVII.

Exempel zum Steckenpferde.

Wie man die Erdfläche für die Sineser abbilden muß.

Der Jesuit Matthäus Ricci zeichnete in Sina einen Entwurf der Erde, wo er mit Fleiß eine solche Projection wählte, die den Sinesern ihr Reich im Mittel größer als die übrigen vorstellte, so wie sie sich es einbilden. Opticam regulam sine veritatis detrimento sequutus, sagt davon Riccioli Geogr. Reform. Lib. I. cap. 6.

Das heißt auf deutsch: Er betrog die Sineser nicht, aber, weil sie es nicht anders haben wollten, so machte er ihnen etwas, damit sie sich selbst betrogen.

Gefällig, dem Irrthume, aus guter Absicht nachgebend, wahrhaft, mit einer kleinen reseruatione mentali.

Vermuthlich, breitete der eifrige Dominicaner, dort unser Planisphärium aus, wo Sina im äusersten Winkel der Welt liegt, mißfiel, wenn er von irdischen Dingen sprach, und verschloß sich dadurch den Weg von himmlischen zu sprechen.

XVIII.

Ueber eine Stelle aus Lucas Cranachs Grabschrift.

Diese Grabschrift wird aus den Sammlungen zur Geschichte Thüringens, besonders der Stadt Weimar; 1. Samml. in den Hallischen gel. Zeit. den 4. Jul. 1771. angeführt. Der Verfasser der Abhandlung über das Leben und die Kunstwerke Luc. Cranachs (Hamb. u. Leipz. 1761.) hätte sie in seinem 9. Absatze mittheilen sollen, statt der Grabschrift des Sohnes des Mahlers, die zu seiner Absicht weniger gehörte.

L. C. heißt in dieser Grabschrift: pictor celerrimus. Der H. Z. sieht es mit Grunde für eine Abkürzung von celeberrimus an.

Indessen heißt doch zu unsern Zeiten mancher Schriftsteller celeberrimus, der in der That celerrimus ist.

XIX.

Das schläfriche Annchen.

Annchen fing nun auch an in die Schule zu gehen, denn, weil die drey Schwestern den kleinen Bruder auf ihre Gelehrsamkeit eifersüchtig machen sollten, so hatte Annchen hohe Zeit, daß es anfing lesen zu lernen, wenn Christoph schon lateinische Wörter lallte.

Annchen ward aber in der Schule allemal schläfrich, und es war kein Mittel sie zu ermuntern, als daß man sie herausließ. Ihr Vater, schalt sie darüber. Doch ein Mensch, der von unterschiedenen Wissenschaften, soviel gelernet hatte als nöthig war, über alle zu spotten, sagte zu ihm: Wissen Sie denn nicht, daß eine Arzney in geringer Dosis bey einem Kinde das thut, was sie bey Erwachsenen erst in größerer Menge verrichtet? Und wundern sie sich, daß Annchen schon beym Abc nickt, wenn wir, erst bey verliebten Oden gähnen, über gelehrten Abhandlungen schlummern, und in heiligen Reden einschlafen?

XX.

Die Erdschwämme.

Wir Römer sind doch rechtschaffene Leute! sagte ein Soldat, zu einem Bundsverwandten Deutschen. Romulus und Remus, des Kriegsgottes Söhne, haben unsere Stadt gegründet: Aber Ihr Deutsche, wißt nicht wo ihr herkommt, und seyd in eurem Lande wie Schwämme aus der Erde gewachsen.

Was? antwortete der Deutsche, und grif an sein Schwert; Thuiston und Mann, unsere Ahnherrn, sind wohl so gut als ein paar Hurkinder eines Gottes!

Nun Camerad, (es war im Lager scharf verboten Händel anzufangen) ich habe nicht deine ansehnliche Nation gemeynet, sondern die Esthier und Fennen, und die Wilden an deren Land der nordliche Ocean spielt.

Und weil von diesen Völkern, niemand zugegen war, so wurden die beyden eins, daß die Esthier und Fennen Erdschwämme wären.

Daß oft zwischen Völkern Streitigkeiten entstanden sind, deren Ursprung nicht viel wichtiger gewesen ist als dieser ihrer; daß sie nicht so bald, als die erwähnte beygelegt worden sind, aber auch manchmal auf Unkosten eines Dritten, der sich nicht verantworten konnte, das ließe sich durch viel wahre und neuere Beyspiele aus dem Völkerrechte beweisen.

XXI.

Ueber die Vorsichtigkeit der englischen Jurisprudenz.

Als die m — Erben Geld aus Engelland sollten ausgezahlt bekommen, ward ein Formular der Quittung mitgeschickt, wie solche die Wittwe als Vormünderinn ihrer Kinder ausstellen sollte; es waren eine Menge Clauseln hineingesetzt; an die einzige Kleinigkeit war nicht gedacht: daß sie zugleich Miterbin war. Dieß machte mir ähnliche weise Einrichtungen der englischen Rechtsgelehrsamkeit glaubwürdig, über die ich zum Theil in Fieldings Romanen gelacht hatte; und erinnerte mich an ein deutsches Sprichwort: "Das Tuch bey allen vier Zipfeln anfassen" welches ich so ergänzte: "Aber nicht wahrnehmen daß es in „der Mitte ein Loch hat, wodurch alles herausläuft."

XXII.

Beweis daß die Astronomie tolerante Gesinnungen giebt.

Riccioli, ein Italiäner, und ein Jesuit, gab den Protestanten, Tycho und Keplern, Plätze, ich weiß nicht ob im Himmel? aber doch im Monde.

Und zur Dankbarkeit, wenn die Jesuiten überall vertrieben würden (welches ich, als es viel Leute ihrer Religion, hoften, nie gemuthmaßt habe,) so würden doch welche im Monde bleiben!

XXIII.

Die verlohrne Schraubenmutter.

Aber, warum heyrathen Sie denn nicht wieder? fragte ein guter Freund den Phaon.

Phaon, hatte eben ein mathematisches Instrument in Händen, und voll Aufmerksamkeit darauf, vergaß er die Frage zu beantworten. Sehen Sie, sagte er, da ist mir von diesem Schräubchen die Schraubenmutter verlohren gegangen, das ist mir doch verdrüßlich, ich kann nun das ganze Instrument nicht brauchen, weil ich da nicht zuschrauben kann.

Je nun! Sie kriegen ja wohl eine andere Schraubenmutter dazu.

Nein,

Nein, es paßt mir sonst keine für diese Schraube.

So lassen Sie andere Gänge darein schneiden.

Gehorsamer Diener! Wenn man ein paar neue Schrauben zusammen einrichtet, so geht es ganz wohl an, ihre Gänge in einander zu passen, aber eine alte Schraube leidet keine Aenderung ihrer Gänge ohne Beschädigung. Und nun wissen Sie auch warum ich nicht wieder heyrathe.

XXIV.

Ueber den Anfang der Interpretation de la nature.

Jüngling, nimm, und lies! oder wie es in der Grundsprache lautet: Jeune homme prens, et lis!

So fängt sich eine französische Schrift an, die viel Aufsehens gemacht hat.

Der deutsche Hofcavalier, bewundert in diesem Anfange wie kurz, zierlich, und nachdrücklich, sich der Franzose, und nur der Franzose! ausdrücken kann.

Der deutsche Gelehrte, erinnert sich in seiner Jugend so was exponirt zu haben? schlägt nach, und findet: Veni puer disce sapere; den Anfang des Orbis-pictus.

XXV.

Parallele zwischen dem Sokrates und mir.

Des Sokrates Vater war ein guter Bildhauer und hielt seinen Sohn auch zu seiner Kunst an: Und mein Vater war ein nützlicher Rechtsgelehrter, und ließ mich auch Jura studiren.

Lucian, oder sonst ein Alter sagt an einem Orte: Es sey Athen mehr daran gelegen gewesen, viel gute Steinmetzen zu haben, als viel Philosophen, gleichwohl habe Sokrates ganz wohl gethan, daß er kein Steinmetz geworden sey.

XXVI.

Arithmetische Anmerkung über eine Stelle aus dem Gil Blas de Santillane II. Buch 4. Cap.

Als Gil Blas unter dem Doctor Sangrado die Arzneykunst trieb, bekam er für seine beyden ersten Besuche bey Kranken, zwölf Realen. Er vertrank vier davon und brachte nur acht nach Hause. Acht Realen für zweene Besuche? sagte der Doctor, das ist nicht viel! Doch man muß alles nehmen. Er nahm auch in der That fast alles, sechs Realen und gab dem Gil Blas zween. Da, Gil Blas, fuhr er fort, das nimm zum Anfange. Ich lasse dir allemal den vierten Theil dessen was du mir bringen wirst.

Ich

Ich war mit der Eintheilung wohl zufrieden, spricht Gil Blas, denn, weil ich mir vorsetzte allemal den vierten Theil dessen was ich in der Stadt bekäme zu behalten, und von dem Reste auch noch den vierten Theil zu erwarten hatte, so blieb die Hälfte dessen was ich bekam bey mir, wenn anders die Arithmetik eine gewisse Wissenschaft ist.

Diesen Scherz über die Arithmetik hätte Gil Blas, oder eigentlich sein Schöpfer, wenigstens Uebersetzer aus dem Spanischen, le Sage, wohl ersparen können, weil er gleich bey dieser Gelegenheit zeigt, daß er in dieser gewissen Wissenschaft sehr ungewiß ist.

Ein Viertheil und noch eins dazu machen freylich ein halbes wenn beyde von einem Ganzen sind. Aber wenn man ein Viertheil vom Ganzen wegnimmt, so bleiben drey Viertheil, und von diesem Reste hatte Gil Blas wieder den vierten Theil zu erwarten, das ist drey Sechszehntheil des Ganzen das er bekommen hatte. Diese drey Sechszehntheile und das Viertheil das er zum vorausgenommen hatte, machen zusammen sieben Sechszehntheile; also betrog sich Gil Blas um ein Sechszehntheil, wenn er glaubte, die Hälfte zu haben.

Von den zwölf Realen hatte er nicht den vierten Theil behalten sondern den dritten; vom Reste, der zwey Drittheile des Ganzen betrug, gab ihm Sangrado den vierten Theil, das ist ein Sechstheil des Ganzen, welches mit dem dritten Theile, den er sich vorausgenommen hatte, die Hälfte ausmacht.

Also ist es nicht undienlich, daß ein Romanenschreiber etwas von der Bruchrechnung versteht, wenigstens, wenn er einen arithmetischen Spaaß machen will.

Ein

Ein anderer Rechnungsfehler kömmt im 2. C. des 3. B. vor, wo ein junger Herr Geld gegen den fünften Pfennig Zinsen borgt und für vierhundert Pistolen die er bekömmt, fünfhundert verschreibt. Aber, dieses ist im Charakter der Geschichte, Don Silva durfte gar nicht denken, und wenn er auch gedacht hätte, so durfte er nicht im Stande seyn zu berechnen was der fünfte Theil von vierhundert ist. Sonst hätte, in Leßings Schatze, Mascarill nicht Ursache seines Herrn Geschicklichkeit im Rechnen zu bewundern.

XXVII.

Millionen und Myriaden.

Ich habe einmal gesagt

Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen;

Ich wollte eine Chilias gegen eine Monas wetten, daß die meisten unserer neuern Dichter in der ersten Zeile würden Myriaden gesetzt haben; freylich sagte der Vers alsdenn hundertmal weniger, als ich ihn sagen lasse; aber: Myriade klingt doch so sanfte! Das Wort sieht gleich an dem y so schön griechisch aus! Und endlich, für die meisten unserer schönen Geister, sind, zehntausend und tausendmaltausend einerley, wie der Amerikaner, jede Zahl, die die Menge seiner Finger übersteigt, durch eine Hand voll Haare angiebt.

XXVIII.

Astronomische Anmerkungen über ein paar Verse vom Voltäre.

Voltärs Zueignungsschrift seiner Philosophie de Newton, an die Marquise v. Chatelet, habe ich vor dem ganz auswendig gewußt, und schreibe noch, aus dem Gedächtnisse, folgende Verse daraus her:

Pole immobile aux yeux, si lent dans vôtre course
Fuyez les chars glacez des sept astres de l'ourse
Embrassez dans le cours de Vos longs mouvements
Deux cent siécles entiers, par delà Six mille ans.

Was wir den Weltpol nennen, die Stelle unter den Sternen, wo die Axe der Erde verlängert eintrift, die scheint sich in der That zu verrücken; einen Kreis zu beschreiben, den sie, wofern alles in der Welt noch ein paar Platonische Jahre lang nach den bisher bekannten Gesetzen fortgeht, in der Zeit vollenden wird, die der letzte Vers, so poetisch ausdrückt, als sich Jahrzahlen ausdrücken lassen, denn Lustra oder Olympiaden, die vielleicht antiker geklungen hätten, waren zu klein.

Von einem Dinge, das sich so langsam bewegt, hätte ich nun freylich nicht im ersten Verse gesagt, daß es unbeweglich scheint, und im Zweeten, daß es flieht. Vielleicht aber widersprechen die französischen Wörter einander weniger, als die deutschen.

Es

Es ist richtig, daß sich der Pol vom großen Bäre entfernt. Die Folge hieraus ist, daß dieses Gestirn, die Höhe über den Horizont die es jetzo für nordliche Länder hat, nach und nach über südlichere erreichen wird. Etwa in viertausend Jahren, werden

Populi quos despicit arctos.

Lucan.

die Italiäner seyn.

Daß Uns friert, wenn wir an den großen Bär denken, das kömmt daher, weil er jetzo auf Länder, die dem Erdpole nahe liegen, hoch herab sieht. Thut er dieses künftig auf Länder, die dem Aequator nahe liegen, so verbindet die Nachwelt die Begriffe: großer Bär, und Wärme. Uns erinnert er an Lappland; Sie an Neapolis.

Voltäre, dessen Verse diese Folge zum Voraus setzen, hätte also nicht sagen sollen: Der Pol fliehe vom Eyße des Bärs. Das Eyß gehört nicht zum Bäre, sondern zum Pole, und der Pol nimmt es mit sich.

Jetzo, da die Sonne den Tagus erleuchtet, verläßt sie die glänzenden Ufer des Ganges! Nein! wenn die Sonne diese Ufer verläßt, sind sie nicht mehr glänzend.

Die sieben Sterne des Bärs, heißen der Wagen. Die Wagen, hätte V. sagen können, wenn er von beyden Bären geredet hätte. Dieß läßt sich aber vielleicht so rechtfertigen, wie man sagt: Die Scipionen; Die Alexander.

Endlich; ist Wagen nur ein anderer Name dieser sieben Sterne. Des Bärs beeyßter Wagen ließe sich rechtfertigen, denn das zeigte den Theil vom Bäre an, der besonders unter dem Namen des Wagens bekannt ist. Aber: der beeyßte Wagen der sieben Sterne des Bärs, das klingt einem Astronomen, wie einem Poeten klingen würde: der donnernde Jupiter des Zevs.

Ob der Dichter überhaupt den Pol anreden soll, und ob ihn der französische Dichter mit Vous anreden soll, das kann ich als Astronome nicht beurtheilen. Jenes gehört für den Kunstrichter von Profeßion, dieses für den französischen Kunstrichter. Mein deutsches Ohr empfindet gleichwohl dabey so was, wie es im folgenden Verse empfinden würde:

Und, Sie Herr Pol! fliehn langsam von dem Bäre.
So höflich spricht mit Puncten nur Voltäre.

XXIX.

Moral aus der Geschichte der Infinitesimalrechnung.

Als sich die Rechnung des Unendlichen zuerst zeigte, waren ihr die berühmtesten Mathematikverständigen abgeneigt. Die Methoden mathematische Wahrheiten zu erfinden, an die sie gewohnt waren, schienen ihnen deutlich und sicher, in der neuen fanden sie dunkle Geheimnisse, viel Ungewisses, und höchstens eine entbehrliche Spitzfündigkeit.

Diese

Diese Verächter zu bekehren, verhielt man sich von der Seite Leibnitzens und seiner Freunde folgendergestalt:

Man zeigte, daß die Rechnung des Unendlichen, mit allen durchgängig angenommenen Lehren übereinstimmte, daß sie leicht und bequem zu Wahrheiten führte, zu denen man bisher nur durch ermüdendes Nachdenken gelangen konnte, und endlich, daß sie die bisherige Erkenntniß vergrößerte, daß der Gipfel von Archimeds Entdeckungen, ihre niedrigste Gränze war, man beantwortete durch sie in aller Vollkommenheit, Fragen, die sich durch die bekannten Kunstgriffe, schwer, unvollständig, gar nicht, beantworten ließen. So erfüllte man mit Hochachtung gegen die Rechnung des Unendlichen, selbst einen Hugen, der ohne sie, so viel, so große Entdeckungen gemacht hatte.

Wieviel würde der christliche Glaube nicht gewinnen, wenn seine Bekenner durch ihre Handlungen wiesen, daß Er in Absicht auf die Ausübung der Tugend, einen gleichen Vorzug vor jeder andern Religion hat, daß ein Christ verdient, vom Sokrates bewundert zu werden.

Aber jetzo, kommen mir viel von diesen Bekennern, und selbst Lehrern vor, wie jemand, der die höhere Mathematik und Eulers Namen stets im Munde führte, jedermann für einen Schaafkopf erklärte, der nicht integriren kann, für seine Person aber, so oft Fehler machte, als er eine Regel de Tri rechnen soll.

XXX.

Der Berg im Sturme.

In Dr. Goldsmiths Gedichte, the deserted village (1770) kömmt das Gleichniß in der Beschreibung eines ehrwürdigen Geistlichen vor.

As some tall cliff that lifts it's awful form
Swells from the vale and midway leaves the Storm
Though round it's breast the rolling clouds are spread
Eternal Sunshine settles on it's head.

Nach dem Gedanken des Recensenten im Monthly Review Jun. 1770; 444 S. hat dieses Gleichniß nicht viel seines Gleichen; es ist not easily to be paralleled.

Die Reviewers sind nun freylich in Engelland nicht wichtigere Personen, als die Journalisten in Deutschland, und man hat auf keiner Seite des Meeres, die Stimme solcher Richter für die Stimme der Nation anzunehmen:

Indessen hat diese Stelle in der That viel Schönes, so wie überhaupt Goldsmiths Gedicht mit verdientem Beyfalle ist aufgenommen worden.

Desto mehr erfreut es mich, daß ein Deutscher dieses Gleichniß lange vor dem Engelländer stärker, und nicht so gedehnt gesagt hat.

So stehet ein Berg Gottes
Den Fuß in Ungewittern
Das Haupt in Sonnenstrahlen

Rammler.

Die

Die Vergleichung beyder Stellen, giebt eine Erläuterung zu Leßings Laokoon. Goldsmiths Verse, würden gemahlt recht hübsch aussehen, aber Rammlers Verse geben mehr zu denken.

XXXI.
Vom Stachelschweine.

Ein Stachelschwein, das sich unter Bäumen herumgewälzt hat, damit Früchte an den Stacheln stecken bleiben, und so mit Obst beladen fortgeht. Diese Vorstellung eines dänischen Dichters Helt wird in Schlegels Fremden 40. Stück, getadelt. Sie ist nicht des Dichters Erfindung. Joachim Camerarius (*) bildet einen Igel mit Weinbeeren auf den Stacheln ab, und führet des Plutarchs Zeugniß an (**), daß ein Igel im Herbste Beeren von den Weinstöcken abgeschlagen, und sich alsdann herumgewälzt habe, daß sie an seinen Stacheln stecken geblieben, um sie seinen Jungen zu bringen. Und so wäre Helts Gemählde, doch nach der Natur gemacht.

(*) Symbolorum et emblematum ex quadrupedibus desumtorum centuria 2. (1595) Symb. 85.

(**) de solert. animal.

XXXII.

Der point d'honneur (*).

Prügeln läßt sich der französische Soldat nicht, wie der preußische; das wäre wider seine Ehre: Aber vor den Preußen zu laufen?

XXXIII.

Welche Thiere bekleidet sind?

Kein Thier trägt Bekleidung, die nicht zu seinem Körper gehört, den Menschen ausgenommen, und einige Motten.

(*) Ich weiß wohl daß man sagt das p. d'h. Aber eine von den ersten Kenntnissen, die man mir beybrachte, da ich als ein Knabe, der schon Latein konnte, französisch lernte, war, daß die Franzosen kein Neutrum haben. Indessen, haben die Deutschen dieses Geschlecht, oder eigentlich Ungeschlecht, den meisten französischen Wörtern gegeben, die sie in ihre Muttersprache eingeflickt haben, und eben dadurch gezeigt, daß sie nicht soviel Französisch verstehen, als dieses Einflicken anzeigen sollte. Besonders belustigen durch solche Sprachschnitzer die Herren Kriegsgelehrten. Sie haben auf diese Art nicht nur Canon, sondern sogar den ganzen Bataillon, ohne erst Soldaten und Officier um ihre Einwilligung zu befragen, castrirt, und den Flanc, der doch Mad. Face so männlich vertheidigen soll, selbst auch zu einem Frauenzimmer gemacht. Zur Vergeltung sind Punct, Diameter, und Parameter zu Männern geworden.

XXXIV.

Vom Nutzen des Prügelns.

Seine Untergebenen, prügelt der Schulmeister zu Gelehrten, und der Officier zu Helden. Freylich desertiren deßwegen auch manche.

XXXV.

Die Tonne.

Das Sinnbild vom Wallfische, dem die Schiffer, das Schiff zu retten, Tonnen damit er spielt, hinwerfen, soll Churfürst Moritz von Sachsen gebraucht haben.

S. Camerarii Symbolor. et emblem. ex aquatilib. et reptilib. desumtor. centur. IIII. Symb. 2.

Also war Churfürst Moritzens Wallfisch Kaiser Carl V?

XXXVI.

Warum treiben die Gelehrten keine Handwerke?

O das entehrte sie ja! So würde mir jeder Advocat antworten, der für ein Klaglibell honorarium fodert, aber einem Phidias oder Apell (*) nur mercedem zugestehen würde.

Ich möchte aber wohl wissen, welche unserer Facultäten, von der amplissima an, bis mit hinauf zum ordine summe venerando, was Erhabeners lehrte, als der Apostel Paulus? Und der machte Teppichte dabey.

XXXVII.

Dichterische Heyrathen.

Ich lese in einer Reisebeschreibung (†):

"Bey ihren Heyrathen sehen sie nicht auf Reichthum, sondern auf Witz, Schönheit, und Annehmlichkeit, so daß öfters die Tochter eines armen Mannes, das Oberhaupt einer Nation bekömmt."

Dieses Volk, würdig von einem Theokrit oder Gesner besungen zu werden, wie heißt es? Hottentotten!

(*) Die verzweifelte Gelehrsamkeit, daß die Namen nun griechisch seyn mußten! Als wenn ich nicht hätte sagen können: einem Nahl oder Tischbein?

(†) Allgemeine Historie der Reisen V. B. 160 S. der deutschen Uebers.

XXXVIII.
Die Aelster.

Singen kann ich nun freylich nicht! das erkannte die Aelster. Aber es wäre doch Schade, wenn ich meine fertige Zunge nicht auch brauchen sollte? Ich weiß was ich thun will. Ich will den Sangvögeln zuhören, und Lob und Tadel unter sie austheilen. Ehret mich die Nachtigall? oder bringt sie mir manchmal ein Würmchen? Gut! so soll keine liebenswürdigere Sängerinn unter den Wolken seyn! Aber Apollo sey der Lerche gnädig! wenn sie mir was zu leide thut.

Die arme Aelster! ihr Anschlag mislung.

Also meynst du wir haben selbst kein Gehör? sagten ihr die Vögel, und sollen es erst von dir vernehmen was schön klingt? Von dir, die du selbst keinen Ton treffen kannst, und den Gukuk lobst, wenn er dein Freund ist? Die Fehler der Lerche, sind harmonischer, als dein Geschwätz. Wenn die Nachtigall klug ist, so ist ihr dein Lob gleichgültig.

So sprachen die Wachtel, die Turteltaube, und der Stieglitz. Kaum der Gimpel und die Gans hörten auf die kunstrichternde Aelster.

Zevs hatte Mitleiden mit ihr; und, weil sie nur unter den Vögeln nicht an ihrer Stelle war, so verwandelte er sie in einen Journalisten.

Das Mährchen möchten Sie, mein Herr Critod, verachten
Wenn Sie nur erst ein beßers machten.

XXXIX.

Ueber ein paar Grabmähler.

Auf einem Grabmahle des Bürgermeisters Herrn v. Beroerink zu Goude in den Niederlanden. Ein weinender Knabe, bey einer Urne, ein anderer weist mit der Hand gen Himmel. Sturm; Architectonische Reiseanmerk. 39. S. 12. Taf. 1. Fig.

Mich deucht dieses drückt den Trost sehr einfach und natürlich aus.

Sturm, dessen Augenmerk besonders auf das Architectonische ging, gesteht, daß er sich der Stellung der Bildsäulen nicht vollkommen erinnere. In seiner Zeichnung erhebt der zweyte Knabe beyde Hände gen Himmel, und sein Gesicht ist ganz vorwärts gekehrt.

Ich würde ihn so stellen, daß er den ersten ansähe, und mit einer Hand auf die Urne wiese.

Auf dem Titelkupfer vor Königs Ausgabe von Canitzens Gedichten (Leipz. u. Berl. 1727) schreibt ein geflügelter Knabe den Namen Doris auf einen Aschenkrug. Es soll, nach des Herrn v. König Erklärung, der Genius der ehelichen Liebe seyn, welches allenfalls, daran zu erkennen ist, daß er eine umgekehrte Fackel hält. Aber er weint auch nach Königs Berichte, und da hat ein Spötter schon längst gefragt, wie man dem Genius das von hintenzu ansehen könne? Jetzo lerne ich auch erst, da ich das Buch wieder nachschlage, daß dieser

dieser Genius einen Trauerflor um den Kopf hat. Ich dachte bisher, er hätte sich den Kopf wegen Kopfschmerzen gebunden.

* *

Auf des Cardinals Mazarini Grabmahle (Sturm a. a. O. XXXI. Th.) kniet der Cardinal, und hinter ihm steht ein Engel, mit geschulterten Gewehre des römischen Lictors, wo, wie Schlegels Hermann sagt:

— — Aus den geschnitzten Stäben
Das blanke Mordbeil blitzt.

Soll der Engel etwa den Cardinal köpfen?

XL.

Worinnen mag König Alphons des Weisen Gotteslästerung bestanden haben?

Man erzählt, König Alphons X. von Castilien und Leon, soll gesagt haben, Er würde die Welt weit besser geordnet haben, wenn ihn der liebe Gott um Rath gefragt hätte.

Ich finde nicht, daß für die Veranlassung zu diesem Vergehen etwa Alphonsens Schicksaal angegeben wird, das nicht immer das glücklichste gewesen ist. In diesem Falle wäre es nur die Unzufriedenheit gewesen, die manchmal wohl Fromme, die den Dichter der Psalmen, übereilt hat, und durch die Religion gestillt wird.

Alphons war ein großer Kenner und Beförderer der Sternkunst. Die astronomischen Tafeln, die auf seine Kosten sind verfertigt, und nach ihm genennt worden, haben ihr Ansehen einige Jahrhunderte durch erhalten. Die Bewegungen der Planeten darzustellen, erfodert die ptolomäische Weltordnung sehr künstlich verwickelte Hypothesen, und das soll nach der gemeinen Meynung Alphonsens Einfall veranlasset haben.

Diese Hypothesen waren bey den Astronomen nur Erdichtungen, die man annahm, darnach zu rechnen, nicht glaubte, daß es sich im Himmel wirklich so verhielte. Also wäre Alphonsens Fehler nur der gewesen, daß er, einen Namen den man nicht unnützlich führen soll, zu leichtsinnig gebraucht, und von dem Werke des Schöpfers gesagt hätte, was er nur von den Geschöpfen der Astronomen sagen sollte.

Dieses Verbrechen soll ein heiliger Eremit dem Alphons verwiesen, und Alphons, weil er diesem Verweise kein Gehör gegeben, wahnwitzig geworden seyn, so erzählen es Einige aus des Mariana spanischer Geschichte. Sancius in seiner spanischen Geschichte berichtet: bey einem schrecklichen Ungewitter sey Alphons in sich gegangen, habe den Eremiten holen lassen, der ihn vermahnt hatte, mit großer Wehmuth seine Sünden bekannt, und im Augenblicke der Absolution habe der Sturm aufgehört.

Bey der vortrefflichen Uebereinstimmung dieser beyden Erzählungen, fällt mir das Zeugniß der beyden Aeltesten wider die angeklagte Susanna ein.

Ricciolius,

Ricciolius, der sie anführt (*), setzt bey der letzten hinzu: Er wisse nicht ob dieses geschehen sey, ehe Alphons sich an der Kirche versündigt, denn er habe dem Erzbischofe von Compostella geistliche Güter ungerecht entzogen.

Als ich dieses las, glaubte ich nun zu wissen worinnen Alphonsens Gotteslästerung bestanden hat. In der That, bey diesem Verfahren mit den geistlichen Gütern ist Alphons noch sehr gut weggekommen, daß man nur das von ihm gesagt hat; oder vielmehr, es ist ein überzeugender Beweis für Alphonsens Unsträflichkeit, daß sich von einem Könige, der mit Päbsten und Erzbischöfen Händel gehabt hatte, nichts ärgers erzählen ließ, als ein witziger Einfall, den ein strenger Moralist mit Rechte tadelt, aber nur beleidigte Geistlichkeit zur Gotteslästerung macht. Alphons ist in einem hohen Alter, und sehr andächtig gestorben. Er hat die heilige Schrift zehnmal durchlesen, viermal mit den Glossen selbst. Ich dächte mit der vierfachen Lesung der Glossen, hätte er wohl noch größere Sünden verbüßt, als seine unbedachtsame Rede!

Von Alphonsens politischen Fehlern, die man beym Baile im Artikel Castille (Alphonse X.) nachlesen kann, begehre ich hier nicht zu reden. Nur eine Beschuldidigung berühre ich, die mit der Astronomie zusammenhängt. Wenn Mariana nach Weidlers Anführen (Hist. Astr. C. 12. §. 19.) sagt: Alphons habe, indem er den Himmel beobachtet, die Erde (die deutsche Kaiserwürde) verlohren, so ist das Witz eines Geschichtschreibers,

(*) Chron. Astronom. P. II. v. Alphonsus. Dieses Chronicon findet sich vor dem Almagesto novo.

schreibers, der gern eine Wissenschaft spotten will, die er nicht versteht. Julius Cäsar, den Lucan sagen läßt

— — media inter proelia semper
Stellarum coelique plagis, superisque vacaui;

Dessen Calender viel länger dauert, als die alphonsinischen Tafeln, gewann bey diesen Ergötzungen, noch ein größeres Reich, als Alphons verlohr. Man hat wohl Beyspiele, daß Fürsten, Länder verjagt, verpraßt, verh — t haben, aber nicht leicht, daß einer sein Land verobservirt hat.

Wenn man die Nachrichten vom Alphons in den Schriftstellern die ich angeführt habe zusammenhält, so sieht man daß er ein König gewesen ist, mit guten Eigenschaften und mit Fehlern wie Andere seines gleichen. Die Liebe zur Astronomie, bey einem großen Herrn, befremdete die unastronomischen Geschichtschreiber, daher schrieben sie ihr Dinge zu die damit zusammenhängen, wie Krieg und Fürstensterben mit den Kometen. Und die ganze Erzählung von Alphonsens Tadel der Schöpfung ist eine völlig unerwiesene Sage.

Weil ich von dem langwierigen Ansehen der alphonsinischen Tafeln geredet habe, will ich noch beybringen, daß ich eine Ausgabe derselben zu Madrit 1641 in Quart besitze: Tabulae Alphonsinae perpetuae motuum coelestium, denuo restitutae et illustratae a Francisco Garcia Ventanas, Mathematico. Wem bekannt ist, daß Tycho als er noch zu Leipzig studirte, durch ganz schlechte Beobachtungen, Fehler der alphonsinischen Tafeln entdeckt

entdeckt hat, und dadurch zu genauern Beobachtungen und Verbesserung der Astronomie ist angefeuret worden; daß seit Tychos Zeiten, viel bessere Tafeln, die alphonsinischen in Deutschland gänzlich in Vergessenheit gebracht hatten, der wird sich wundern sie in Spanien noch so neu zu finden. Der Herausgeber, sagt in der spanischen Zueignungsschrift. Purbach, Regiomontan, Copernik, Tycho, Kepler u. a. lobten gleichwohl dem König Alphons so sehr, die gregorische Verbesserung des Kalenders, sey nach der Länge des Jahres die diese Tafeln setzen, angenommen; einiger Neuern Rechnungen, seyen vom Himmel weit entfernt, und also hätte er geschlossen, die Alphonsinischen Tafeln seyen diejenigen die am besten mit der immerwährenden Zeit übereinstimmen (*). Es ist leicht zu sehen, daß dieser spanische Mathematicus, weder viel Kenntniß von dem was bis dahin in seiner Wissenschaft gethan war, noch einmal die Gabe richtig zu schließen besessen hat. Diese Gabe; hätte ihm außer seiner Wissenschaft immer fehlen mögen; da fehlt sie mehr Mathematicis und andern Gelehrten.

(*) Que abstrayando de la verdad, las Tablas Alfonsinas, son las que mas concuerdan con la perpetuitad de los tiempos.

XLI.

XLI.

Wieviel ein Ritter im XVI. Jahrhunderte, mit seiner Rüstung gewogen hat.

Ob das irgend in einem Diplome steht, weiß ich nicht, aber ich habe es in einem berühmten Dichter der damaligen Zeiten gefunden, der vielmehr Natur geschildert hat als die großen Abschreiber der griechischen und lateinischen Dichter, die seinen Namen ungern mit dem ihrigen würden nennen lassen, in dem ehrlichen Hans Sachs.

Er war bekanntermaßen ein Schuster, und beschreibet in einem Schwanke (so nennt er was neuerlich die Franzosen Contes und wir, Erzählungen nennen, nur daß seine Schwänke belustigen ohne die guten Sitten zu verletzen); er habe eine Roßhaut vor sich genommen, Schuh daraus zu schneiden; die Roßhaut fängt an zu reden, erzählt das Elend das sie schon ausgestanden hat, und bittet ihrer zu schonen. In dieser Erzählung kömmt also des Pferdes Lebenslauf mit vor; es war unter andern seinen Begebenheiten, einem jungen reichen Bürger zu theil worden, wo es genug Futter, aber auch viel Arbeit hatte.

Wann er war jung, doll, frisch vnd frech
Auch mutzt er mich inn ein Gesteck
Da man mir verbund augn vnd ohrn
Da loff ich her gleich einen Thorn,

Vnd trug etwan vier zentner schwer
Fro ward ich, wurd der sattel lår
Da litt ich herte stöß vnd trůck
Bis mir eins brochen wurd der rück

Hans Sachs I. Buch (Nürb. 1570) fol. CCCCC; b

Die Beschreibung des Pferdes mit verbundenen Augen und Ohren, kann man auf genug alten Siegeln abgeschildert sehen, wie Ovids Vers

Protegitur laeua semi reducta manu

an allen Copien der mediceischen Venus zu sehen ist. Ich habe nicht so viel Siegel gesehen wie andere, weil Siegel zu sehen für mich nicht eine ernstliche Beschäftigung gewesen ist, auf den aber, die ich gesehen habe, ist gewöhnlich das Pferd nur mit einem Tuche überdecket, dessen Gewicht nicht so gar beträchtlich seyn kann, und also darf man die vier Centner wohl meist auf den Reuter rechnen, wie auch daraus erhellt, weil das Pferd diese Last los ward, wenn der Sattel leer ward. Im Vorbeygehen, kann man sich vorstellen, was es für Stöße gegeben hat, wenn vier Centner, andere vier Centner aus dem Sattel hoben, und was das für Leute gewesen sind, bey denen so was eine Lust für die damaligen jungen Herrn war, worauf erst der Ball folgte der unsere seidene vergoldete Helden schon allein abmattet.

Wen etwa übrigens das Schicksaal der armen Roßhaut rührt, dem dient zur Nachricht, daß H. S. weil er doch einmal aus ihr Schuhe machen mußte, auf ihre Bitte, lauter Frauenzimmerschuhe aus ihr gemacht

hat. Denn das kann ich als ein fleißiger Leser dem alten Meistersänger bezeugen, daß er oft so galant, und selten bey seiner Galanterie so langweilig tändelnd ist, als manche unserer anakreontischen Dichter.

XLII.

Ob Robinson Crusoe auch Robinson I. ist?

Die gemeine Meynung ist, die Erdichtung des Robinson Crusoe sey durch die Begebenheiten eines Schottländers Alexander Selkirk veranlasset worden, den sein Schiffhauptmann auf die Insel Juan Fernandez ausgesetzt hatte. Er lebte daselbst ohne einigen andern Menschen vier Jahr vier Monden. Woodes Rogers, traf ihn im Hornung 1709 an und nahm ihn mit sich. Man findet die Geschichte umständlich in Rogers Tagebuche (*).

Wenn Robinson Crusoe zuverläßig auf diese Art entstanden, und jünger als der verbesserte Calender ist, so kann ich einen Deutschen nennen, der lange vor ihm, ohngefähr auf eben die Art, eine wüste Insel bewohnt hat, und so hätten die Deutschen, wenigstens vor den Britten, die Ancienneträt in der Robinsonschaft.

Der

(*) Voyage autour du Monde, commencé en 1708 et fini en 1711 par le Cap. Woodes Rogers; trad. de l'Angl. Amst. 1716. 8. T. I. p. 192.

Der abentheuerliche Simplicissimus von German Schleifheim von Sulsfort ist zu Mompelgard 1670 in 12. gedrucket; nicht zum erstenmale, weil sich dabey vom Jahre 1669; Continuatio des abentheuerlichen Simplicissimi, oder der Schluß desselben, mit eben dem angegebenen Namen des Verfassers befindet.

In diesem Schlusse, leidet S. in den Meeren gegen die unbekannten Südländer Schiffbruch, kömmt mit dem Schiffzimmermanne allein auf eine unbewohnte aber fruchtbare und angenehme Insel, wo sie ihre Haushaltung den Umständen nach einrichten, der Zimmermann, trinkt sich in Palmweine zu todte, und S. lebt allein fort. Ein holländisches Schiff wird an die Insel verschlagen, er verlangt aber nicht wieder unter Menschen zu kommen, indessen verstattet er dem Schiffer, den letzten Theil seiner Lebensbeschreibung mitzunehmen den er auf Palmenblätter beschrieben hatte, mit dieser Nachricht des Schiffers endiget sich das Buch.

Diese Erzählung ist zwar mit ein paar Erscheinungen, und andern Wunderdingen ausgeschmückt, die man 1669 noch glaubte, wenigstens noch gern las, sonst aber ziemlich gut und zusammenhängend ausgedacht. Wie Robinson Crusoe, hatte auch schon Simplicissimus, die Tage seines Aufenthalts, durch Anschnitte auf ein Kerbholz aufgezeichnet, vom Selkirk lese ich nichts dergleichen, dessen Aufenthalt aber konnte man berechnen, weil man wußte wenn er war verlassen worden.

Fromm ist Simplicissimus wie Crusoe, und noch sichtlicher, als ein Catholik. Schlachten hat er nicht zu liefern, weil auf seine Insel keine Wilden kommen. Weil seine Begebenheiten auf der Insel nicht viel über zwey Bogen im Drucke ausmachen, so sind sie nicht so mannichfaltig als Crusoes seine.

Also, anstatt daß man, französische, deutsche, sächsische, und was alles! für Robinsone, gemacht hat, wäre Crusoe ein englischer Simplicissimus.

Der Gedanke einen Menschen auf einer unbewohnten Insel zu schildern, könnte doch, deucht mich, Schriftstellern die Ergötzungen erdichten wollten, eingefallen seyn, seitdem die Schiffahrt dergleichen Inseln bekannt gemacht hat. Ich glaube also immer, auch Simplicissimus wird nicht der erste Monarch seiner Art seyn.

Wenigstens kann sich Scynthar, den Lucian im Wallfische fand, schon unter Crusoes Vorfahren rechnen (*). Und wer den Roman von der Entdeckung von Madera gemacht hat (**), der hätte besser gethan, die beyden Verliebten da robinsonsmäßig viel Jahre leben zu lassen, als seinem Helden das schlechte Compliment

(*) In Lucians bekannter Reisebeschreibung, man hat sie auch Deutsch übersetzt. Vier Bücher, wunderbarlicher, bis dahin unerhörter und unglaublicher Indianischer Reisen . . . durch Gabriel Rollenhagen. Magdeb. 1603.

(**) Allgemeine Historie der Reisen II. Band; IIII. Buch 1. Cap. 7. Abschn.

pliment zu machen, daß die Schöne vor Jammer stirbt, so bald sie sich mit ihrem Liebhaber auf einer angenehmen, fruchtbaren Insel, verlassen sieht; ich bin versichert, wenn einer unserer empfindsamen Dichter, Machins Glück hätte, mit einem hübschen Mägdchen, und bey Madera Weine, lebte er ein anakreontisches Alter.

Die Begebenheiten des Simplicissimus, sind übrigens solche, wie im dreyßigjährigen Kriege können vorgefallen seyn, wo S. den Kaiserlichen gedient hat. Sein Verfasser wie am Ende des vorhin erwähnten Schlusses angezeigt wird, ist Samuel Greifensohn von Hirschfeld gewesen, und hat ihn zum Theil in seiner Jugend geschrieben, da er noch Musquetirer gewesen.

Die Ausgabe deren ich mich jetzo bedienet habe, ist auf der hiesigen Universitätsbibliothek; in Leipzig habe ich aus der Büchersammlung der deutschen Gesellschaft eine in Octav gelesen, bey der ich mich dieses Schlusses nicht erinnere; es befanden sich aber bey ihr andere Schriften vielleicht eben des Verfassers, die gleichfalls solche Kriegsbegebenheiten zum Grunde hatten.

XLIII.

Ein paar Beyspiele von Zerstreuungen berühmter Gelehrten.

Man belustiget sich sehr oft, mit Erzählungen von Zerstreuungen der Mathematiker: Wer belacht nicht? daß Newton eines neben ihn sitzenden Frauenzimmers Finger statt des Tabacksstopfers gebraucht hat. Es sollte indessen nicht schwer fallen aus jeder Art der Gelehrten, Zerstreute anzuführen. Des großen Gottesgelehrten Buddeus Frau, bat ihn, gleich als sie sich zur Mahlzeit setzen wollten, er sollte verhüten, daß die Katze nicht auf den Tisch spränge, bis sie aus der Küche wieder käme: Sie kam wieder, fand ihren Mann starr auf den Tisch sehend, und die Katze beym Braten beschäftiget. Der seel. Gesner hat mir dieses in Göttingen erzählet.

Ich brauche nicht zu sagen, in welchem Theile der Gelehrsamkeit Johann Jacob Mascov berühmt war. Es war von ihm bekannt, daß er denen die mit ihm sprachen die Knöpfe vom Kleide abzudrehen pflegte. Mich hat er nie knopflos gemacht, aber wie ich mich sehr eigentlich erinnere, trat er, wenn ich noch als ein junger Magister mich stehend mit ihm unterredete, dergestalt auf mich zu, daß ich, um von ihm nicht über den Haufen gegangen zu werden, (denn er war, verblühmt und unverblühmt, viel größer als ich) eher an die Thüre kam als sonst geschehen wäre. Ich nahm

dieses

dieses damals als ein Zeichen an, daß ich ihm nicht mehr Zeit rauben sollte; vielleicht aber war es nur Appetit nach meinen Knöpfen.

Sontags Nachmittag, versammleten sich bey ihm vornehme Studirende, Fremde, Gelehrte, ich weiß nicht ob es eine Assemblee war, denn es ward nur geredet und nicht gespielt; auch waren keine Dames dabey: Da zogen einmal ein paar Strümpfe von gutem Geschmacke Mascovs Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Besitzer hob einen Fuß in die Höhe den Gegenstand bequemer betrachten zu lassen; zur Erkenntlichkeit, wollte ihn Mascov Einem andern präsentiren, ergriff ihn statt der Hand bey dem aufgehobenen Fuße und ließ ihn so quer über das Zimmer hüpfen.

Ein Mann der bey tiefer und ausgebreiteter Kenntniß der alten und neuen Gelehrsamkeit, gefälligen Witz, angenehme Lebensart besaß — an keines Gelehrten Umgang denke ich mit mehr Vergnügen! er erzählte gern, und unterhaltend; der hat mir manches von andern erzählt, und folgendes von sich selbst: Er fragte in einer Gesellschaft:

"Wer ist das Frauenzimmer dorten?"

Kennen Sie denn ihre Enkelinn nicht? Zum Ueberflusse ward sie in seinem Hause erzogen, und hatte von ihm Latein gelernt; Eine Bekanntschaft, die wenig Enkelinnen mit ihren Großvätern haben.

XLIV.

Die Frage der Frau Magisterinn.

In Leipzig war eine alte arme Wittwe, deren Mann Magister gewesen war, denn in Obersachsen sind die Magister nicht so selten, als weiter nordwärts, jeder Landprediger, glaubt dieser Titel gebe seiner Würde noch mehr Ansehen, und das hat wenigstens die gute Wirkung, daß die gelehrte Benennung, den Landprediger selten ganz vergessen läßt, daß er zu den Gelehrten gehört.

Diese arme Frau, kam ehe ich noch verheyrathet war, oft zu meiner nachmaligen Liebsten, und erhielt von ihr manchmal Gelegenheit was mit Nähen u. d. g. zu verdienen, manchmal kleine Gefälligkeiten. Nun war sie von Herzen einfältig, denn die Magister sind das manchmal, warum sollten es nicht auch die Magisterinnen zuweilen seyn? Einmal, in einer Ergiessung ihrer treuherzigen Neugier, fragte sie: "Aber, wenn nun der König, und alle sterben, wer erbt denn? Der Rath hier?"

Ich glaube, diese arme Frau, war, ihrer tiefen Unwissenheit in der Genealogie und im Staatsrechte ohngeachtet, eine bessere Unterthaninn als mancher mächtige Hofmann.

Ein

Ein französischer Bauer ward gefragt: Ob der Sohn auch Gott sey? Nein jetzo noch nicht, sagte er, aber wenn sein Herr Vater stirbt so kann es ihm nicht fehlen (*).

Der Mann stellte sich die Sache so vor, wie mit dem Dauphin, und vielleicht fand seine Dummheit bey Gott eher Verzeihung, als die Nachläßigkeit des Pfarrers der ihn besser hätte unterrichten sollen.

XLV.

Bewunderung eines französischen Parlamentsraths.

Nachstehendes hat jemand erzählt, der vor kurzem aus Frankreich gekommen ist (†):

Ein deutscher Fürst redete in Paris von einem Buche, das ihm sehr wohl gefallen hätte, und sagte: Er wollte solches in seinem Lande wieder abdrucken lassen. Darüber fragte ihn ein Parlamentsrath, voll Erstaunen: Vous avez donc des imprimeries dans l'Allemagne?

(*) Gayot de Pitaval Saillies d'Esprit (Amst. 1727) P. I. p. 12.

(†) Ich könnte ihn nennen, vielleicht macht er aber einmal selbst seine Reiseanmerkungen bekannt.

Die natürliche Antwort wäre gewesen: Vous n'en auriez point sans les Allemands.

Reisen denn die deutschen Großen, um in solchen Gesellschaften Weisheit zu lernen? Denn, gewiß, der Parlamentsrath, war nach Proportion viel unwissender als die Frau Magisterinn.

Gedichte.

I.

Apollo und Bellona.

Ein Göttergespräch. (*)

Bellona.

Wenn meine Helden sich jezt nach dem Pindus
ziehn,
Gestatt Apollo nicht, daß deine Söhne fliehn;
Wir haßten uns vordem, da nur noch Wilde kriegten,
Und Riesen, ohne Kunst, durch Faust und Stärke siegten:
Wodurch der schwache Mensch die stärkern Thiere zwingt,
Verstand und Wissenschaft, ist was den Sieg jezt bringt;
Drum

(*) Zu Göttingen im November 1759 gedruckt. Einige Studirende führten damals ein Schauspiel auf, wozu ich um einen Prolog ersucht ward. Ich wählte diesen Innhalt, weil die Aufführung an K. Georg II. Geburtstage geschahe.

Drum bleibet ungestört, und sicher bey Bellonen;
Denn Waffen die ihr schärft, die müssen euch verschonen.

Apollo.

Gern wünscht ich, wär der Mensch des Himmels Güte
werth,
Und würde nur durch mich zu seinem Wohl gelehrt!
Doch meine Gaben selbst sind ihm ein Gift geworden,
Er fand durch Witz und Fleiß die Wissenschaft zu
morden.

Bellona.

So hart benenne nicht, das was die Staaten schützt,
Von Fürsten Recht erzwingt, und ihre Thronen stützt.

Apollo.

Zuweilen, — öftrer stürzt, — und, — doch, laß uns
nicht streiten.
Muth wenn Gefahren drohn, Verstand den Muth zu
leiten,
Dieß beydes ward durch uns dem Sterblichen verliehn,
Mißbraucht er das Geschenk, so fällt die Schuld auf ihn.

Bellona.

Kein Mißbrauch ist es doch, allein nach heilgen Rechten
Gewalt nur widerstehn, für Volk und Freyheit fechten.

Apollo.

So wie Georg jezt thut,

Bellona.

längst hab ich Ihn gekennt.

Apollo.

Gerechtigkeit und Macht sind nie bey Ihm getrennt.

Bellona.

Ihn sah Germanien ein theures Leben wagen
Um zu Theresens Schutz den Gallier zu schlagen.

Apollo.

Mehr als der Gallier Theresen da gedroht
Droht er Georgen jezt, und das, auf Ihr Gebot!

Bellona.

Nach andern Gründen oft, als weise Menschen richten
Befiehlt die Vorsicht mir der Großen Streit zu schlichten;
Gern schütz ich doch das Recht: Denn giebt mir ihre Hand
Kein kostbarer Geschenk, als einen Ferdinand.
Aus Ländern wo ihr Heer die Beute ruhig theilte
Flohn die Eroberer, eh sie sein Stahl ereilte;
Und dreymal stärkre Macht, die voller Sicherheit,
Ihn zu verfolgen glaubt, ward schnell von ihm zerstreut;
Zu stolz auf eine Kunst, wo niemand ihr soll gleichen
Lernt sie des Deutschen Muth, und seiner Kriegskunst weichen.

Apollo.

Auch das sprich noch von ihm: der Held der menschlich denkt,
Klagt, daß sein siegreich Schwert in Menschenblut sich tränkt;

Beruhigt,

Beruhigt, nur weil es Cheruscien beschützet,
Und wie das Schwert Armins, für Deutschlands Freyheit blitzet.

Bellona.

Ja! Rhein und Weser sehn noch Legionen fliehn;
Im Ferdinand und Carl verdoppelt sich Armin.

Apollo.

Doch, denen die durch dich ihr Land zu schützen brennen,
Willst du der Siege Frucht, die Ruh nicht einmal gönnen?

Bellona.

Ich hab es schon gesagt, der Vorsicht Dienerinn,
Da, wo sie mir befiehlt, führ ich die Meinen hin:
Auch braucht, wer mich verehrt, des Friedens stille Zeiten,
Er sammlet Kräfte sich, und lernt die Kunst zu streiten.

Apollo.

Und dir, ist diese Zeit, die man schon längst nicht sah,
Die Kräfte sammlen läßt, entkräftet Deutschland! nah.
Der Fürsten würdigstem, schenkt ein verlängert Leben
Das Glück, zum zweytenmal Europen Ruh zu geben.
Froh wird Cheruscien den frohen Vater sehn,
Und Völkern die für Ihn erhört zum Himmel flehn,
Wird Er zwar einstens spät, und stets noch früh, verschwinden,
Doch Enkel werden Ihn im Enkel wieder finden.

II.

Ihro Durchlauchten dem Prinz Friedrich von Braunschweig-Lüneburg ꝛc. im Concert überreicht.

Göttingen den 30. Nov. 1762.

Einst hing ein traurig Volk die Harfen an die Weiden;
Und sang nur, wenn es sang, Gefangenschaft und Leiden.
Wir, die ein gleicher Schmerz, zwey Jahre lang gekränkt,
Wir haben an die Wand die Harfen nur gehenkt:
Die Bäume konnten wir mit ihnen nicht beladen,
Die, senkten sich um uns, gespitzt zu Palissaden.
Noch träumend fühlen wir das Wohl, das uns geschehn:

O Prinz! den wir zuerst von unsern Rettern sehn,
Der siegreich Friede bringt, und Hoffnung beßrer Zeiten,
Verzeih den falschen Ton, lang ungestimmten Saiten.

Herrscht Ruh und Freyheit bald, für die Dein Schwert
geblitzt,
Für die Dein Heldenstamm so theures Blut verspritzt,
So wird der Dankbarkeit manch frohes Lied gelingen
Den Schutz Germaniens, die Guelfen, zu besingen.

III.

An Ihro Kön. Hoheit Herrn Eduard August Herzog zu York rc.

den 22. August 1765.

Im Namen einiger Studierenden.

Prinz

Hier, wo stiller Fleiß, von Hof und Welt entfernt
Aus Ruf, und Büchern nur, die Großen kennen
lernt,
Doch Witz und Einsicht schärft, bald ihrem Dienst zu
leben,
Und einer spätern Zeit ihr wahres Bild zu geben;
Hat, froher als der Tag, den uns Dein Hierseyn
macht,
Schon siebzehn lange Jahr, kein andrer sonst gelacht,

Als

Als jener große Tag! da giengen Vaterblicke
Georg des ewigen, auf seiner Schule Glücke,
Wie einst der Schöpfer sich zur Welt herabgeneigt,
Gebilligt was er sah, und Menschen Huld erzeigt.

Doch auf den goldnen Tag, folgt' eine Zeit von
Eisen
Und Feinde mußte man hier als Beschützer preisen:
Wo Pflicht zur Freude wird, Gehorsam da zu weyhn,
So glücklich lässest Du uns jetzt o Herzog seyn,
Und Deiner Gnade Werth, ein frölich Land erkennen
Stolz, wie Britannien, sich auch Dein Land zu nennen.

Verzeih ihm diesen Stolz! wär Wälschland noch
so schön,
Es ließ Dich größre Pracht, doch nicht Gehorsam sehn:
Da mußt als Kenner Dich manch ewig Werk entzücken,
Verfallner Größe Rest, zeigt es des Fürsten Blicken:
Europens Barbarey ward erst aus ihm gelehrt,
Ein Newton wird von ihm, ein Leibniz nun verehrt:
Eh ein belebter Stahl in fernes Meer geleitet
Hat es durch unsre Welt, des Ostens Gut verbreitet;
Nun ist sein Handel das, was die Galeere bleibt,
Die matter Sclaven Arm, an nahen Ufern treibt:

Wenn, wo das Wallroß geht, wo Fische fliegend zagen,
Die Seegel Albions, Neptun und Aeol tragen;
Und von dem Ganges an, den Phöbus früh begrüßt
Bis wo in ewig Eys, sich Quebecs Strom ergießt,
Gefürchtet und verehrt, vom Mogol zum Huronen,
Und auf dem Ocean, die reichen Britten wohnen.

Herr! weil Dein Muth und Geist für ihre Schiffarth wacht,
Steig ihrer Flagge Ruhm, und Deines Volkes Macht!
Daß unbesiegt Georg durch Dich der See gebiete!
Was auf der Erde wohnt, bezwingt Ihm Seine Güte.

IV.

IV.

An des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Durchl. bey desselben Aufenthalte zu Göttingen.

den 5. Jul. 1768.

In einer Versammlung der Kön. deutschen Gesellschaft welcher der Herzog beywohnte.

Herr!

Oefters hat man hier schon Deinen Ruhm gehört;
Nicht, den die Zeitung schreibt, den ein Professor lehrt;
Nein, voll Gefühl von Dir, voll Angst in allen Zügen
Erzählt' ihn manches Heer, entflohn von Deinen Siegen.
Noch mehr hat uns von Dir, der Gallier gesagt;
Gefangen, Dich geliebt, gewaffnet nur gezagt,

Doch, für der Feinde Lob, das Macht und Huld erzwingen,
Wählt froh, dein gütig Herz, den Dank, den Bürger bringen;

Genießt mit reiner Lust, von Mitleid unvergällt,
Das Glück Germaniens, durch Dich nun hergestellt;
Und merkt auf unsern Fleiß!
So hat Dein mächtig Loben,
O Herr! bey Minden einst, der Sieger Muth erhoben.

V.

Cantate bey der Trauerfeyerlichkeit der Georg Augustus Universität über das Absterben ihres ersten Curators Sr. Excellenz des wohlseeligen Premierministers Freyherrn von Münchhausen.

In der Universitätskirche den 28. December 1770. aufgeführet.

Vor der Rede.

Ach was für Töne banger Klagen!
Ach! Worte schreckensvoll zu sagen:
Er wacht nicht für Augusta mehr!
Er! groß an Weisheit, reich an Güte,
Durch den sie ward, durch den sie blühte.

B. A.

Seit sie entstand, ging auf ihr glänzend Glück
Aufmerksam, achtungsvoll, der ältern Schwestern
Blick,
Man nannte sie, zu Deutschlands Ehre
Jenseit des Rheins, der Alpen und der Meere;
Ihr Schüler ward, (so sey ers nur einmal!)
Der Gallier, der ihr befahl.
Stolz klinge das! doch werd es ihr verziehn;
Denn, alles war sie nur durch Ihn.
Regiert durch Seines Geistes Stärke,
Durch Seine Huld geschützt, genährt,
War sie das liebste seiner Werke,
Der Gnade der Georgen werth.

Lang gewohnt Ihm unser Glück zu danken;
Klagen wir, daß Er uns früh enteilt!
Früh als Greis, noch mit des Mannes Kräf-
ten;
Mit des Mannes Eifer in Geschäften,
Nur Erfahrung, Reife der Gedanken,
Waren Ihm vom Alter zugetheilt.

B. A.

Nach der Rede.

Auch vor dem Ewigen, den Er unsterblich schauet,
Da denkt Er noch an uns zurück;
„Herr! war ich treu in dem, was du mir anvertrauet,
„Dein Werkzeug für der Menschen Glück;
„Gefiel Dir das, was Du durch mich gethan,
„So sieh es ferner gnädig an. B. A.

Und du, Augusta! sey es werth,
Daß Ihn für dich die Vorsicht hört;
Sey, was Er dir zu seyn empfohl,
Aus Pflicht für Ihn, und für dein Wohl;
Wenn stets in dir so reiner Eifer brennt,
Dann bleibest du, der frommen Treu zum Lohne,
Dem Weisen werth, geschützt vom Throne,
Münchhausens dauernd Monument.

So weit der Weisheit Strahlen glänzen,
So weit gehn Seines Ruhmes Gränzen;
Ihn nennt, bewundernd, Dankesvoll,
Die Welt, die spät noch werden soll;
Und wünscht, an unser Glück zu reichen,
Sich Edle, die Münchhausen gleichen.

VI.
Zwo Elegien.

Göttingen 1758 zuerst gedruckt.

Ich hätte nur auf dem Titel melden dürfen, daß die erste folgender Elegien durch den Verlust meiner Ehegattinn, Johannen Rosinen gebohrnen Baumanninn, ist veranlaßt worden; wenn ich Umstände, auf die sich gewisse Stellen beziehen, in Anmerkungen hätte erzählen wollen: Will man sich gefallen lassen, sich dieselben hier im voraus bekannt zu machen, so wird das Lesen durch die Bemühung, Erläuterungen am Ende der Seiten aufzusuchen, nicht unterbrochen werden.

Eine vieljährige Bekanntschaft mit Ihr hatte bey mir Gesinnungen gegen Sie erregt, die ich in dem Gedichte an Sie ausgedrückt habe, das sich auf der 150. Seite meiner vermischten Schriften, mit der Zeile anfängt:

Wie stark, wie treu mein Herze dich verehret.

Diese Gesinnungen versicherten mich, in allem was auf uns selbst ankäme, eines dauerhaften Vergnügens, so lange es der Vorsicht gefallen würde, uns vereinigt zu lassen. Wir verliessen im October des 1756. Jahrs unsere Vaterstadt Leipzig gesetzter, weil wir beyde uns eine Welt waren. Im Anfange des 1757. Jahrs erneuerte sich bey Ihr eine Krankheit, die Sie schon 1751 dem Grabe nahe gebracht hatte. Die Elegie auf der 151. S. meiner vermischten Schriften:

Noch kurze Zeit darf ich Dich meine nennen;

ist damals an Sie gerichtet worden. Was Sie jetzo erlitten hat, das auszudrücken, bin ich zu schwach, sonst hätte ich es in den nachfolgenden Zeilen gethan: Und wem dürfte ich zumuthen, es zu lesen? Die ersten beyden Strophen gegenwärtigen Gedichtes, hat Sie selbst von mir den 22. April des vorigen Jahres angehöret; einige Tage darauf habe ich ihnen noch die beyden nächsten beygefügt. Furcht und Hoffnung, oder vielmehr Furcht und Begierde zur Hoffnung, wechselten die folgende Zeit zu heftig bey mir ab, als daß ich

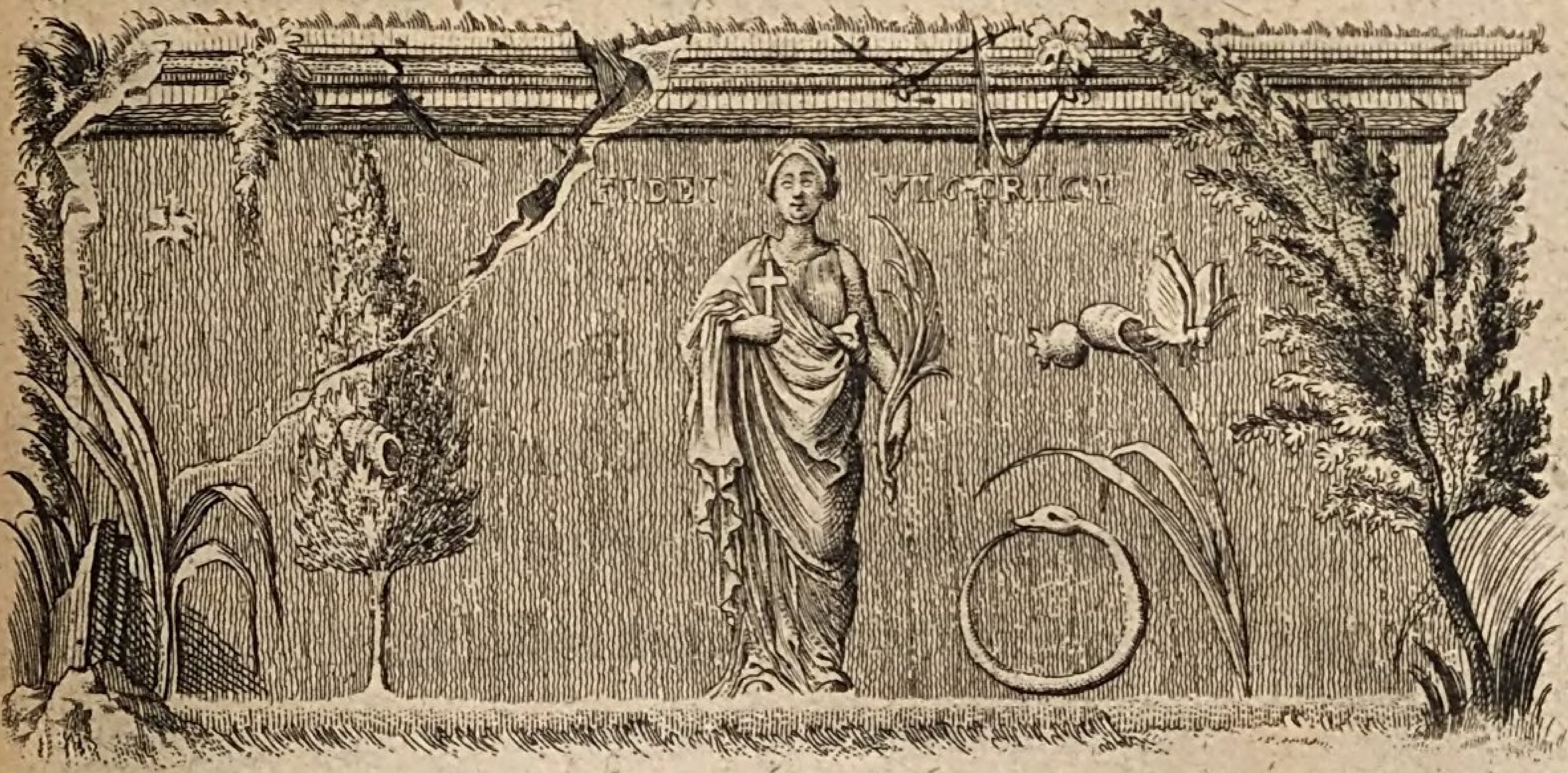
diese Reime hätte fortsetzen können; denen ich auf das herzlichste wünschte, daß die Welt sie nie sehen möchte.

Der 4. März des jeztlaufenden Jahres war der letzte Tag ihres Lebens. Zusammengehäufter und verdickter Schleim hatte Ihr schon lange das Hinunterschlingen und bey sich Behalten der Speisen höchst beschwerlich gemacht, und verschloß denselben Tag, auch dem geringsten Tropfen jeder Art von Feuchtigkeit den Durchgang. Zwischen zwey und drey Uhr Nachmittags, bat Sie, daß Ihr der Herr ihres Lebens vor ihrem Ende nur noch die Wohlthat erzeigen möchte, ihre schmachtende Zunge mit einem Trunke zu laben: Als Sie aber solches mit etwas frischen Wasser vergebens vornahm, und es mit großer Beängstigung wieder von sich geben mußte, waren die Worte: "Ich will auch den lieben „Gott nicht mehr versuchen" ihre letzten Worte, weil Sie eher als eine Stunde darauf aller Angst befreyet war.

Die Erläuterungen, deren das zweyte Gedicht bedarf, sind ihm beygefügt. Muß ich wohl seine Bekanntmachung

kanntmachung hier entschuldigen, und zeigen, in was für Verbindung es mit dem Ersten stehet? Das wäre für denjenigen nöthig, der Leichengedichte und Ehrenbezeigungen gegen Verstorbene für einerley hält. Mir ist es nicht glaublich, daß Geister, die den Umgang höherer Wesen genießen, von der Ehre, die ihnen die Welt nach ihrem Abschiede erzeiget, würden gerührt werden, wenn sie auch etwas davon wüßten: Aber die Nachricht müßte ihnen gewiß angenehm seyn, daß Seelen, die sich noch im Stande der Prüfung befinden, durch ihr Andenken eifrig werden, auch dahin zu streben, wo sie sind. Leichengedichte, welche dergleichen Eifer zu erregen zur Absicht haben, sind die einzigen, die sich vor Vernunft und Religion rechtfertigen lassen. Göttingen den 10. März 1758.

Daß



*

Daß Du an mich im Himmel solltest denken;
Sang ich von Dir; und nannte Dich schon Geist:
Ach! wollte Gott Dich damals mir noch schen-
ken,
Daß Er Dich jeßt mir schmerzlicher entreißt?
So spät, so kurz, wollt er den Wunsch gewäh-
ren;
Den frommen Wunsch: Dein vor der Welt zu
seyn;
Und unbenetzt von einer Freundinn Zähren
Nimmt fremder Sand hier Deinen Leichnam ein!

Mißfielen

Mißfielen denn dem Höchsten unsre Triebe?
Vor Ihm stellt sich der Herzen Abgrund dar:
Er strafe mich! wenn nicht für meine Liebe
Dein größter Reitz, nur Deine Tugend war.
In Einsamkeit, wo Gott und Engel hören,
Wo sich das Herz von Erd und Tand erhöht,
Hab ich, mit Dir Ihn eifriger zu ehren,
Ihn oft um Dich mit Thränen angefleht.

Wir, deren Blick nicht in die Ferne reichet,
Verstehn es nie, was unsre Bitte wagt:
Mit einer Huld, die seiner Weisheit gleichet,
Verzeiht sie Gott, auch wenn er sie versagt.
Wie daß mit Dir mein Glück hier zu genießen,
Noch jetzt mein Wunsch sich unbedachtsam sehnt?
Gott hat vielleicht Dich meiner Noth entrissen:
Ruft mich zum Kampf, und Du bist schon gekrönt.

Und wär mir hier nur Freude zugetheilet,
Wär er nunmehr doch gegen Dich zu kühn.
So bäte den, der nun aus Grönland eilet,
Ein wilder Freund: bey Fischtrahn zu verziehn.

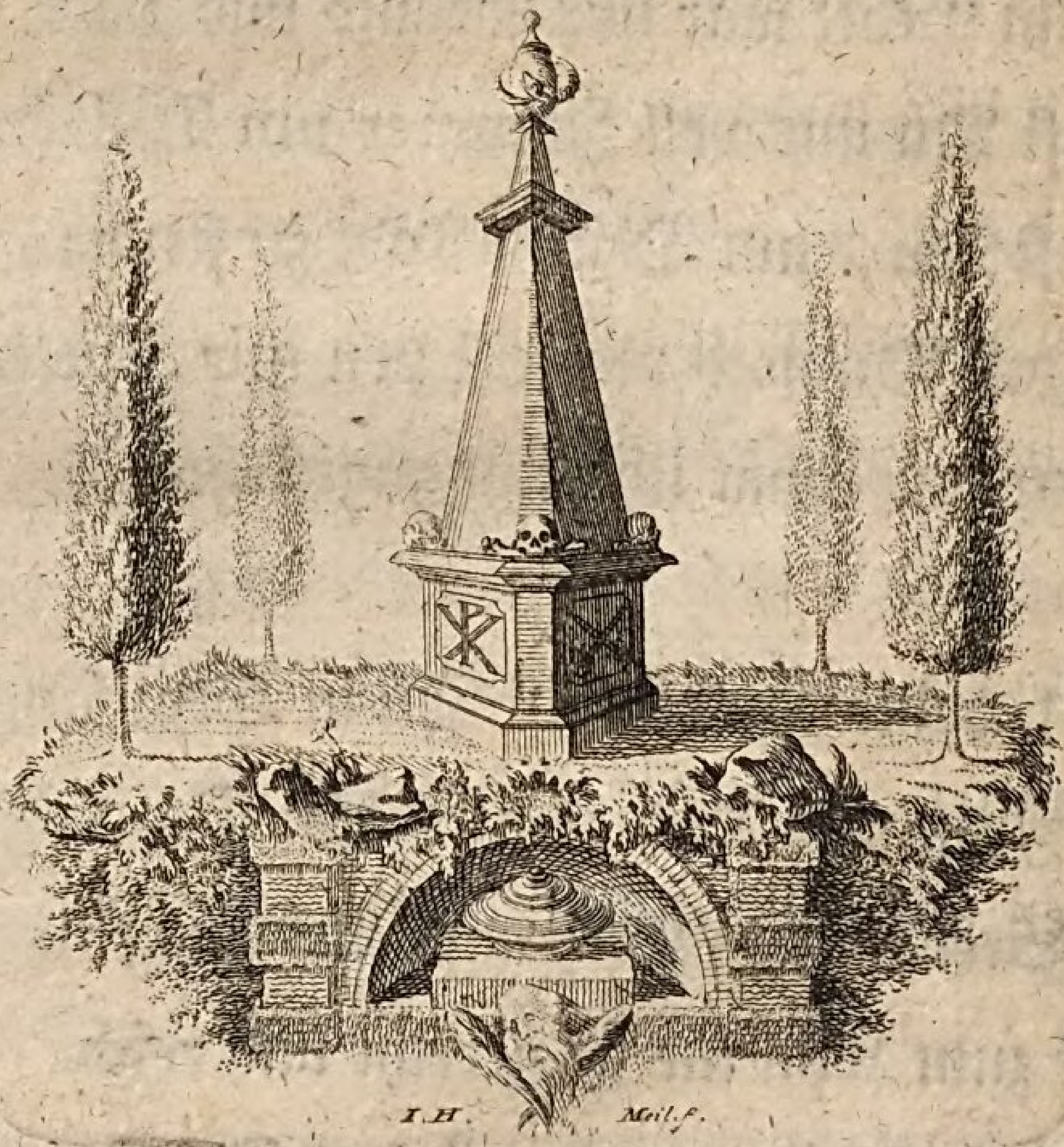
Welch

Welch eine Lust im Reich der Eitelkeiten,
Wär wohl für Dich erlittner Schmerzen wehrt?
Was gönnt Dir der, der auf Dein hartes Streiten
Den Sieg noch fern, und neuen Kampf begehrt?

Noch konnt ich mich nicht von dem Wunsch entwöhnen,
Ihn that das Herz, wenn ihn Vernunft verbot:
Lang ließ Dich Gott nach Deiner Rettung stöhnen;
Und Dein Gebet war nur Geduld und Todt.
Und sahst Du uns voll Jammer um Dich treten,
So batest Du, um Deinen Todt zu flehn:
Nichts hast Du noch umsonst von mir gebeten,
Die Bitte nur konnt ich nicht zugestehn.

Herr! deine Huld hüllst Du in Grausamkeiten;
Machst Frommer Kreuz der Bösen Strafe gleich;
Pflegst Seelen so zu Engeln zu bereiten;
Und bist zum Lohn für sie gerecht und reich.
Die Christinn ächzt, nur noch den Durst zu stillen,
Wenn ängstend schon der Todt im Schlunde drückt;
Sie ächzt umsonst; ergiebt sich deinem Willen,
Und wird indem mit Engeltrank erquickt.

Ihm dankst Du jetzt, Beglückte, für Dein Leiden,
Dem Gott voll Huld; der nicht von Herzen plagt.
Er führte Dich zu ewig großen Freuden
Durch eine Quaal, wo die Natur verzagt.
Soll ich zur Dir, durch gleiche Pein bald dringen,
Ist härtre noch, mich mehr zu läutern, noth;
Und hilft es mir, der bey Dir stand, vollbringen!
Welch irdisch Glück ist mehr, als so ein Tod?



* *

Abschied aus dem Zimmer, in welchem ich erzogen worden.

Leipzig den 4. Octob. 1756. (*)

So seyst du noch für thränenvolle Blicke
Geliebter Ort, zuletzt mein Gegenstand!
Ach! welch Gefühl bringst du mir nicht zurücke!
Hier lebt ich erst, eh ich es noch empfand;
Hier hat für mich oft kummervolle Nächte,
Mir unbewußt, die Mutter durchgewacht;
Und wie das Kind zum Menschen werden möchte,
Des Vaters Treu, des Vetters Huld (**) bedacht.

Der

(*) Ich hatte es meine ganze Lebenszeit über mit und nach meinen Eltern bewohnt, und verließ es den Tag, da ich aus Leipzig mit meiner Ehegattinn abreiste.

(**) Meiner Mutter Bruder, Dr. Gottfried Rudolph Pommer, ein Rechtsgelehrter, dem ich einen Unterricht in verschiedenen nützlichen Kenntnissen, besonders fast allen neuern gelehrten Sprachen, eine außerordentlich freygebige Unterstützung meines Studirens, und eine der väterlichen vollkommen gleiche Liebe zu danken habe. Ich habe sein Andenken in einer Vorrede zu seinen 1751 in der Richterischen Buchhandlung zu Altenburg, herausgekommenen Sammlungen historischer und geographischer Merkwürdigkeiten zu erhalten gesucht.

Der Unschuld Zeit, des Lebens froher Morgen
Verflog mir hier, bey Büchern mehr als Spiel;
Und ohne Zwang, noch längst nicht reif zu sorgen,
War ich voll Fleiß, weil mir der Fleiß gefiel.
Wenn hier zu ruhn mein Vater sich verweilte,
Und den ihm gleich, mein frommer Dank verehrt,
Von Arbeit matt, wo ich die Frucht stets theilte,
Hat der mein Herz, der meinen Geist gelehrt.
Ihr seyd dahin, ihr schönsten meiner Tage,
Ihr seyd dahin, und kommt nicht mehr zurück!
Nur noch ein Lied, das euch zu spät beklage!
Nur noch nach euch ein sehnsuchtsvoller Blick!

Schnell flieh mein Reim, gleich euch vergnügten Jahren,
Zu einer Zeit, die mir nicht mehr gefällt.
Was mir auch einst, ach wenn? muß wiederfahren,
O Trauerplatz! hast du mir dargestellt.
Hier zeigte mir der König kalter Schrecken,
Die strenge Macht, die nur den Leib besiegt:
Wenn Blicken nach, die sich zum Heiland strecken,
Der frohe Geist mit Engelschwingen fliegt.

Dir

Dir Seeliger! dank ich nicht nur ein Leben;
Den Unterricht zum Leben nicht allein;
Zum Lehrer mehr, als Vater mir gegeben;
War noch dein Amt, zum Sterben das zu seyn. (*)

Ach wär von dem, was ich allhier empfunden,
Das Traurigste nur eines Vaters Todt!
Hier bluteten der treuen Mutter Wunden;
Hier fühlte Sie, ach! mehr als Sterbensnoth.
Allwissender! der Ihre Thränen zählte,
Die Sie mir oft aus Zärtlichkeit verbarg;
Den Helden gleich, die Wuth der Heyden quälte,
War Sie durch dich, bey größern Leiden stark.
Fünf Jahre lang, bis alle Kraft versiegte,
Lag Deine Hand, Herr, Tag und Nacht auf Ihr:
Sie hat gesiegt, hier, wo mein Vater siegte,
Ihr beßrer Theil ließ Leib und Elend hier. (**)
Gott! deine Huld zeigt sich auch da am größten,
Wo Quaal und Noth die Sterblichen beschwert:
Nie unverdient; stets uns zum wahren Besten
Und niemals nicht der seelgen Zukunft werth.

(*) Er war die erste Person, die ich sterben sahe, den 15. November 1747.

(**) Den 27. Jun. 1755.

Ach bliebe stets von hier verbrachten Zeiten
Ein traurig Bild mir in das Herz gesenkt!
Mehr als die Lust von allen Eitelkeiten
Ist Schwermuth werth, die uns zum Heyl uns kränkt.
Mehr als ich noch in Zukunft Jahre zähle,
Zähl ich in euch, verlebte Jahre, schon:
Und fern von hier, eilt bald wohl meine Seele
Den Seelen nach, die hier der Welt entflohn.

POPE.

Poets themselves must fall like those they sung
Deaf the prais'd ear; and mute the tuneful tongue;
Ev'n he whose Soul now melts in mournful lays
Shall shortly want the gen'rous tear he pays.

VII.

Auf meinen seel. Vater. (*)

Noch meinen Schmerz durch Dichterkunst zu zeigen
Weyh ich dieß Lied, Dir liebster Vater nicht:
Nichts drückt ihn aus, als ein betäubtes Schweigen;
Das manchmal nur ein banges Ach! durchbricht:
Und wenn man Dich durch unerkauft Bedauren
Nah und entfernt, bey Deinem Abschied ehrt;
So braucht es nicht, daß eines Sohnes Trauren
Erst Deinen Ruhm der Welt verdächtig lehrt.

Nur wünsch ich noch, weil ich Dich muß entbehren,
Daß nie in mir Dein lebhaft Bild vergeht:
Das kann mir noch ein Theil von dir gewähren,
Wenn es vor mir, der Tugend Antrieb, steht.
So hab ich sonst, o Vater! Dich zu kränken
Nur Deinen Schmerz, nie Deinen Zorn gescheut;
So wirk in mir Dein rührend Angedenken
Als würd ich noch durch Deine Huld erfreut.

(*) Die ersten Strophen sind bald nach seinem Tode 1748 verfertigt worden, die übrigen aber erst in Göttingen 1759 dazu gekommen.

Mehr hat als Du, mit Müh und scharfen Blicke
Für seinen Sohn kein Vater noch gewacht,
Noch hab ich nie, aus Sorgfalt für mein Glücke
Den Wunsch um Dich der Vorsicht dargebracht,
Du hießest mich, durch Beyspiel und durch Lehren
Nur Dem vertraun, den Alles Vater nennt,
In dem wir noch den treusten Beystand ehren,
Wenn Aeltern fliehn, wenn uns kein Freund mehr
kennt.

Nur Deiner Huld ein dankbar Herz zu zeigen
Durch meinen Werth den Deinen zu erhöhn,
Und, würde mir ein mäßig Glück zu eigen
Dich, mehr als mich dadurch erfreut zu sehn;
Das wünscht ich Dir! das solltest Du erleben!
Und Lebenssatt! — wie dacht ich doch so klein!
Was für ein Wunsch! Dir dieses Glück zu geben.
War das wohl werth im Himmel spät zu seyn?

Doch Er, Dein Gott, an welchen stets zu denken
Du Dich bestrebt, und Deinen Sohn gelehrt,
Der stärke mich, Dir eine Lust zu schenken
Die Engel rührt und Ewigkeiten währt.

Du sollst mich sehn; Am größten von den Tagen,
Wo sich vereint das Volk der Erden schaut;
Und sollst getrost zu unserm Richter sagen:
Hier bin ich Herr! und den du mir vertraut.

VIII.

An Herrn Hofrath Richter, in Göttingen, beym Tode seiner ersten Ehegattinn.

Von Elend unterdrückt, und überschwemmt mit Blut,
Durch Feinde, die es rief, und seiner Söhne Wuth;
Sangst du Germanien; es fühlt in deinen Klagen,
Die späte Nachwelt noch, das Weh von unsern Tagen.

O Richter! wenn hinauf, wo Deine Freundinn lebt,
Fast unzufrieden, sich Dein thränend Aug erhebt;
Wenn Dir kein Tag so schwarz, als jener Tag erscheinet,
Seit dem Dein Mitleid nicht bey Ihren Schmerzen
weinet;
So denk; Wie manchen Tag, die nächste Zeit erblickt,
Der Seelen schaarenweis aus unsrer Welt geschickt,
Um den, der Gottheit, hier, entweyhtes Lob erklungen,
Doch nur der Völker Ach! vor ihren Thron gedrungen.

Denk an so manche Noth, an jenes arme Land,
Wo Städte, freundschaftlich ein helfend Heer verbrannt.
Gefühl von fremder Quaal, wird eignen Kummer
schwächen,
Der Mensch, der Patriot, mehr als der Wittwer sprechen.

Auch kennt, des Leidens Maaß das Er, Dir zuge-
theilt,
Er, der den Kriegen steurt, der Erde Brüche heilt,
Und, wenn Geduld sich nur, wie Er befiehlt, gewöhnet,
Sie tröstend hier erquickt, und dorten gnädig krönet.

IX.

Drey Erzählungen.

I. Aus der Hölle.

Im Dunklen jener Zeit, von der mit kühnem Dichten
Kein feiler Hozier (*) uns wagt zu unterrichten,
Verlohr sich Arnolfs Stamm; den wilden Saladin
Sah, an des Jordans Strand, sein tapfrer Ahnherr
fliehn,

Und

(*) Ein bekannter französischer Genealogist.

Und dieses Ahnherr ward beym großen Carl zum Grafen;
Es zitterten vor ihm die Sachsen und die Slaven.
Ein Heilger selbst war ihm vom Vater her verwandt,
Doch Arnolf kam nicht hin, wo er den Heilgen fand;
Er half sein Vaterland bey zwanzig Jahr verderben,
War Liebling seines Herrn und starb — wie Reiche
sterben.
Hochseelig pries ihn zwar geweihter Lippen Spruch,
Doch wahrer sprach von ihm gepreßter Layen Fluch;
Wo Baur und Excellenz der Thaten Lohn empfinden,
Mußt' er, zum schlechten Trost, noch seinen Kutscher
finden;
Der fragt erstaunensvoll nach Arnolfs Missethat,
Ein Sohn, war Arnolfs Wort, für den ich alles that;
Ihn, und mein alt Geschlecht durch ihn, erhöht zu
wissen,
War mir kein Unrecht groß, und dafür muß ich büssen.
Du aber guter Hanns, weswegen bist du hier?
"Herr, sprach der Kutscher drauf, der Sohn, der
war von mir."

* * *

Die Fabel wird wohl nicht auf unsern Adel passen;
Denn der verdammt sich nicht, um Kinder reich zu
lassen.

Der gebannte Kobolt.

Eine Geschichte, die sich zwischen 1759. = 1762. mehr als einmal zugetragen hat.

Zu Carpzovs frommer Zeit, die Hexen noch verbrannte,
Eh sie Thomasius, der Atheist! verbannte,
Beherrscht' ein Höllengeist ein groß und prächtig Haus;
Vor seinem Wüten floh der Eigner gern hinaus,
Zum Exorcisten hin; der soll mit Seegensprechen,
Mit Sprengen — was weiß ichs? die Wuth des Feindes brechen.
Doch für das Ungethüm war seine Kunst zu schwach;
Es lacht noch ungestöhrt vom Keller bis ins Dach.
Hier, sprach er, sollst du doch nicht länger bleiben können,
Wärst du Beelzebub! und ließ das Haus verbrennen.
Die Balken glimmten noch, so stand der Kobolt drauf;
Und über Asch und Schutt eilt des Beschwörers Lauf;
Und sollte das Gespenst aus den Ruinen weichen,
So mußte sich mit ihm der Hausherr noch vergleichen.

* * *

So ward in dir, mein armes Vaterland,
Zur Zeit der Lohmannin, der böse Feind gebannt.

Rufin, am Himmelsthore.

Am Himmelsthór, sollt' auf Sanct Peters Fragen
Rufin Bericht von seinem Glauben sagen;
„Bey Hofe nimmt man gern des Königs Meynung an,
„Im Lande glaubt' ich so, wie jeder Unterthan."
Freund deine Weisheit muß ich loben.
Doch zweyerley zu seyn, gilt nicht bey uns hier oben;
Dir wird' als Unterthan, der Himmel offen stehn,
Ins Fegefeur mußt du als Hofmann gehn.
Indem sich nun Rufin bedacht,
Hat Peter schon die Thüre zugemacht;
Doch war er drum nicht ganz verlohren,
Ihm öfnet Ariost das Paradies der Thoren.

X.

Als ein Frauenzimmer eine Ode aus dem Horaz sang. (*)

Hannover 1756.

Fühlend, gelehrt für die Lust, die Flaccus und Naso
gewähren,
Sang ich doch selten ein römisches Lied;
Lachte, wenn Christ (**) uns befahl: "ist Ewigkeit
euer Begehren,
Franken! seyd um sie lateinisch bemüht!"

Daß mich ein Burmann edirt, und daß mich ein Bent-
ley verbessert,
War mir der Reitz der Unsterblichkeit nicht.
Fände die Nachwelt mein Lied in gelehrte Quartanten
vergrössert,
Läse sie Noten, und nicht mein Gedicht.

Freunde

(*) Integer vitae etc.

(**) Prof. der Dichtk. zu Leipzig, ein Franke.

Freunde des Alterthums, hört, hört mich nun den
Irrthum erklären,
Der mich vier Olympiaden verführt!
Ja, die Unsterblichkeit muß ein gothischer Dichter entbehren,
Weil sie nur römischen Liedern gebührt.

Flaccus, wie neid' ich dich jezt! Zwar gönn' ich dir
gerne Maecenen,
Deinen Münchhausen, für Dichter allein;
Aber dein ewiges Lied, das singen noch jetzo die Schönen,
Hagedorn selbst muß voll Eifersucht seyn.

Hagedorn, wenn jezt sein Lied aus reitzenden Lippen erklinget,
Scheinen die Lippen noch doppelt so schön!
Aber die Enkelinn der, die jezt den Hagedorn singet,
Läßt ihn beym Winsbeck und Frauenlob stehn.

Glücklicher Römer, nur dir, nur dir sind Lieder gesungen,
Welche das zweyte Jahrtausend noch hört!
Doris singt jetzo dein Lied, das Chloe und Lyde gesungen,
Das du noch Phyllis, die Letzte, gelehrt. (*)

Aber

(*) Non enim posthac alia calebo Femina.

Aber dein mächtiges Lied der Römerinn Herze zu rühren,
Singt sie, die Deutsche, nur für das Gehör.
Flaccus, dich neid' ich nun nicht, den Bave noch fühllos scandiren,
Fühlende Schönen verstehn dich nicht mehr!

Freunde des Alterthums, hört! Die Ewigkeit werd' ich nicht suchen,
Da mich die Welt, der ich lebe, vergißt;
Nie soll ein Knabe dereinst mich exponirend verfluchen,
Wenn nur ein Mägdchen empfindend mich liest.

XI.

Die Tochter.

Ein Lied. (*)

Mama, daß Sie mich liebreich hüten
Das kann ich Ihnen nicht verbieten;
Und, ist gleich die Gefahr noch weit,
Dank ich doch Ihrer Zärtlichkeit:
Doch nehm ich mich nicht selbst in Acht,
So werd ich nur umsonst bewacht.

Vielleicht, was ich sonst nie begehrte,
Reitzt mich, nur weil man es mir wehrte,
Frey, soll mich sanfte Tugend ziehn,
Doch Fessel, brech ich sie zu fliehn,
Drum, nehm ich mich nicht selbst in Acht,
So werd ich doch umsonst bewacht.

Nie

(*) Von Hr. Benda gesetzt. Musenalman. 1771. 40. S.

Nie wird den Müttern Klugheit sagen
Was muntre Mägdchen listig wagen,
Damit ich keine Thorheit thu,
So trauen Sie mir Weisheit zu;
Drum, nehm ich mich nicht selbst in Acht
So werd ich ganz umsonst bewacht. (*)

XII.

(*) Die Veranlassung zu diesem Liedchen, hat mir ein spanisches gegeben, in des Miguel de Cervantes Saavedra, Novelas Exemplares (Brüssel 1625) in der 7. Novelle, Del Zeloso Estremeño. 233. S. Es fängt sich an

Madre la mi madre
Guardas me poneys,
Que si yo no me guardo
No me guardareys.

Der Anfang ist aber auch das Beste daran, oder eigentlich nur der Refrain, denn das Uebrige war nicht so beschaffen, daß ich es hätte verdeutschen wollen, ich habe statt dessen meine eignen Gedanken gesetzt.

In Harsdörfers Gesprächspielen vierter Theil (Nürnb. 1644.) 1. S. wird eine freye Nachahmung, die auch da in Noten zu finden ist, von einer Schäferinn gesungen. Sie fängt sich an:

Mütterlein was wollt ihr sagen?
Mich trift es am meisten an
Weiß ich nicht was heißt ein Mann
Dessen Herrschaft man muß tragen?
Umsonst ist eur Huth und Wacht,
Nehm ich mich nicht selbst in Acht.

Den Eifersüchtigen aus Estremadura, hat man englisch übersetzt in: Select Collection of Novels and Histories; in Six Volumes Lond. 1729. 8. Vol. I. p. 243. wo sich auch 271. S. eine genauere englische Uebersetzung findet. In eben der Sammlung stehen noch mehr Erzählungen aus diesen Novellen übersetzt.

Eine

XII.

Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise.

Das Schicksaal Abaelards hat auch St. Preux erlitten:
Der ihn uns Deutschen gab, wie hat er ihn verschnitten!

Eine englische Nachahmung des Liedes findet sich in London Magazine 1768 p. 604. Der Endreim oder Abgesang (wie es Harsdörfer nennt,) heißt da:

— — if myself I do not keep
Instead of watching You may sleep.

Diesem Sänger hat der Reim den Schlaf in sein Lied gebracht. Er hätte besser gethan, wenn er, an statt so elend zu reimen, auch geschlafen hätte.

XIII.

Gelehrte Komödien.

Geht fleißig hin, ins Auditorium,
Da seht ihr manches Stück, wo Männer nur agiren.
Gelehrt heißt man es disputiren,
Und gar ein Specimen ediren,
Die Rollen lesen sie, doch nein, sie buchstabiren,
Die Hauptperson ist immer stumm;
Der Autor, sollte nur soufliren.
Doch spricht er lauter als die Helden rings herum.

XIV.

Von Herrn M. M.

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht.
Ein Plato lebt' in seinem Lande
Und diesen kannt' er nicht.

XV.

Der Autor der Pücelle.

Nach dem Griechischen.

Den Legionen in der Hölle
Las Beelzebub Voltairs Pücelle,
Und jeder Teufel war ganz Ohr;
Ihr schmeichelt keinem Adamssohne,
Sprach Lucifer vom Flammenthrone,
Er schrieb nur; Ich sagt' es ihm vor.

XVI.

Die Diebinn.

Kaum sieben Jahr konnt' Iris zählen,
So wußte sie voll List zu stehlen;
Die kleine Hand griff, was das Auge reitzte;
Nicht daß sie's zu besitzen geitzte;
Nur über dessen Quaal, den sie beraubt, zu scherzen,
Entführt sie Obst als Kind, und nimmt erwachsen
Herzen.

XVII.

Nach dem Tode meiner Gattin.

1758.

Ort, der mir nur Verdruß statt Glück und Ruhe
gab,
Nichts werthes hast du mir, als meines Hannchens
Grab!

XVIII.

Eine mütterliche Warnung.

Victorien hört' ich jüngst ihren Sohn belehren:
"Fritz, sieh die Mägdchen an, als ob es Gänse
wären!" (*)
Madam, sprach ich, Sie kennen ihr Geschlecht;
Folgt Ihnen Fritz, so denkt er meistens recht.

(*) Sie dachte an die Gänschen Bruder Philipps.

XIX.

Als ein Frauenzimmer Vorstehendes übel aufnahm.

Was ich von Gänsen hier geschrieben
Trifft Sie Madam gewißlich nicht.
In Gänse, so wie die, von den die Mutter spricht,
Kann man sich ja verlieben?

XX.

Ueber den Gebrauch der Alten, geröstetes Korn zu opfern.

Gen Himmel wand auf Roms Altären
Sich heil'ger Dampf gesengter Aehren;
Das Opfer kennt noch manches Land:
Der Stutzer, der Coquetten Götzen,
Dem Müßiggange, den Geschwätzen
Wird auch bey uns Caffee gebrannt.

XXI.

An einen Dichter, der sich auf blau Pappier drucken ließ.

Blau, wenn sie nichts uns zeigt, zeigt sich die Athmosphäre;
Ihr gleicht dein Lied an Farbe, wie an Leere.

XXII.

Herr G. (*)

An die Feindinnen eines gesellschaftlichen Theaters.

Die ihr im wilden Tanz, wie die Mänaden, glüht,
Daß ihr, aus sprödem Stolz, den kleinen Tempel flieht,
Wo Seelen voll Gefühls, Thalia sich erzieht,
Davon ist dieß der Grund, wenn ich nicht irrig schließe:
Zum Tanzen braucht man nichts als Füße.

(*) Im Musenalmanache 1770; 93. S. Hier steht es wegen meiner darauf folgenden Antwort. Der Gedanke der letzten Zeile ist von mir, die Veranlassung dazu aber, hat Hr. G. damals aus guten Ursachen anders eingekleidet: Es war eigentlich die Frage: Warum es für Damen unanständig wäre, mit Studierenden, ein Stück vom Cronegk oder Leßing aufzuführen, aber nicht unanständig ist, auf Bällen, die Studierende geben, zu tanzen? Eine andere Ursache als der Gebrauch läßt sich wohl nicht anführen.

XXIII.

Antwort.

Freund, wenn ich im Vertrauen lache,
Warum verräthst du mich leichtfüß'ger Damen Rache?
Zwar ihre Gunst, mag ich mir nicht erwerben.
Nur send ich Seufzer in die Höh,
Dort lebt mir noch Eurydice;
Doch will ich nicht, wie Orpheus, sterben!

XXIV.

Johann Friedrich,

unten auf Erden genannt

von Cronegk,

an den Sterblichen Gotter. (*)

Mit einer Feder aus dem Flügel eines Engels geschrieben.

Dir schien es groß, ein Brutus seyn?
Was that er? Einen Mord; Rom konnt' er nicht befreyn.
Wie? Daß dir Codrus nicht gefiel,
Der für sein Volk als Sieger fiel!
Und, mehr zu seyn, als Koch und Eckhof sind,
Weswegen warest du nicht mein und dein Olint?

(*) Verfasser einer noch ungedruckten Fortsetzung des Trauerspiels Olint und Sophronia, der auf einem gesellschaftlichen Theater den Brutus spielte.

XXV.

Die Geschäfte des Teufels.

Nach der Theorie des Verfassers der Anmerkungen zum Gebrauche der Kunstrichter getreulich in Verse gebracht.

Des Teufels Bosheit nur vergällt des Menschen
Leben;
Der Krieg entsteht durch ihn; er macht die Erde
beben;
Von ihm kömmt Fieber, Pest, des Hypochonders
Stich;
Er spricht aus Rasenden, und — übersetzt durch dich.

XXVI.

Die Dames.

Wo, was sie selten thut, die feine Lebensart
Den Zwang zu lügen uns erspart;
Da muß der Redliche, sie selbst für Pflicht erkennen:
Der Dichter, der von Damen spricht,
Gäb er den Titel ihnen nicht,
So müßt er sie ja Schönen nennen.

XXVII.

Die Chapeaux.

Der Schneider glänzende Geschöpfe
Zählt man recht wohl, für Hüte, nicht für Köpfe.

XXVIII.

Critik hierüber, die an einem Hofe wirklich gemacht worden.

Verbessern Sie das Sinngedicht,
Der Schneider macht ja keine Hüte?
So sprach ein Cavalier; Ich dankt ihm für die Güte,
Und fragte: Kennen Sie denn ihren Schöpfer nicht?

XXIX.

Der Mahler.

Auch ich mahl' oft, und nehme nichts dafür,
Und der, den ich gemahlt, zürnt noch dazu mit mir,
Ich gebe ganz getreu die Züge der Natur.
Weßwegen ist der Mann denn selbst Caricatur?

XXX.

An Amalchen (*) in Cassel.

den 21. May 1769.

Dem Freunde nur von sieben Tagen
Hast du bethränt die Blicke nachgeschickt;
Es lasse der, den einst dein Herz beglückt,
Dich nie um seinen Abschied klagen!

(*) Ihres Alters vier Jahr.

XXXI.

An die Sammler des Musenalmanachs.

1770.

Man lügt ja sonst in allen Almanachen
Von Regen, Wind und Sonnenschein
Kömmt denn davon in euren nichts hinein?
Das Wetter, werden euch die Recensenten machen.

XXXII.

Antwort eines der Sammler.

„Das schrecklichste von allen Ungewittern
„Verkündiget, o Kästner, uns dein Witz.
„Sieh, es erhebt sich schon, doch ein Theaterblitz
„Macht auch den Furchtsamsten nicht zittern.

XXXIII.

Gegenantwort.

Ihr trotzt den Blitz! Wird euch nicht Regen schrecken,
Wie auf das Haupt des frömmsten Weisen floß;
Den Regen scheut, und unsre Criticos;
Ihr Dintenfaß! dem weicht Xantippens Becken.

XXXIV.

Die vier Weltalter.

1760.

Vier Zeiten läßt uns Naso lesen,
Die erste, wie man glaubt, ist lauter Gold gewesen
Auch Silber war einmal, nur daß es bald verschwand
Das Kupfer, haben wir vor kurzem noch gekannt
Doch aus der bösen Welt, ist Kupfer selbst entwichen
Und Eisen herrscht anjetzt, nach Nasos weisen Sprüchen.

Ein Jude, der das hört, fällt mir hie plötzlich ein:
Mei! war der Mann ein Münzwardein?

XXXV.

Auf einen irrenden Marquis.

Durch manches Land, irrt' er um Unterhalt,
Das er dafür barbarisch schalt
Im Himmel wird für ihn selbst was zu tadeln seyn,
Kömmt er nur da hinein?

XXXVI.

Schuld und Unschuld.

1755.

Ist Töffels Frau, nicht klug, ja fast gelehrt?
Und, denkt ihr Mann nicht elend und verkehrt?
Ein jeder spricht: Sie kann ja nichts dafür!
Wünscht Töffel nicht, sich sehnlich einen Erben?
Und wird mit ihm, nicht Töffels Stamm ersterben?
Ein jeder spricht: Da liegt die Schuld an ihr!

XXXVII.

An die Feinde eines unbekannten Kunstrichters.

Den bösen Criticus, doch einmal zu entdecken;
Bemüht ihr euch, und mit vergebner Wuth;
Vergönnt ihm nur, sich immer zu verstecken,
Das ist das Klügste, was Er thut.

XXXVIII.

Der Candidat.

Stax will sich nun dem Tempel weyhn;
Wozu wird er wohl brauchbar seyn?
Im Tempel Salomons, wüßt ich es doch zu sagen;
Da wär er gut, das ehrne Meer zu tragen.

XXXIX.

An Leßings jungen Gelehrten.

Um den Monadenpreiß umsonst dich zu bestreben,
Das, Damis, hat zum Spotte dich gemacht:
Doch Justin ward der Preis gegeben,
Und über wen ward da gelacht?

XL.

Der Compilator.

O! spräche doch, der Sammler Fulvius
Nicht selbst nunmehr als Criticus;
So lang Er uns nur Andrer Meynung gab,
Schrieb Er doch noch manchmal was Kluges ab.

XLI.

Gellerts hinterlassene Werke.

Er lehrte dreyßig Jahr, die Schönen Witz und Tugend,
Vernehmt auch, welchen Dank ihm eine Freundinn gab:
Getreu verwahrte Sie, die Fehler seiner Jugend,
Und setzte sie, dem guten Mann aufs Grab.

XLII.

An Herrn Canonikus Jacobi bey dessen Reise durch Göttingen.

den 20. Septemb. 1770.

Beym Phöbus wünscht ich mir Cytheren jüngst zu finden
Und sah sie nur mit ihm verschwinden:
Doch, gern vergeb ich ihr, daß sie mir dort enteilt,
Wenn nur bey uns ihr Dichter jezt verweilt.

XLIII.

Leibnitz.

Von mir ward Leibnitz dir gegeben!
Warf Sachsen einst Hannover vor:
Dir, sprach Cheruscien, hieß ihn der Zufall leben,
Mir, sein erkannter Werth, nach dem ich ihn erkohr;
Das Glück gab dir ihn erst, du liessest dir ihn nehmen,
Ist das zum Prahlen Grund? ists einer sich zu schämen?

XLIV.

Auf König Gustaph Adolphs Todt bey Lützen.

Zum Schrecken Ferdinands, führt' Adolph Gottes Krieg;
Und thränend rächete den Märtyrer der Sieg.

XLV.

An ein Stammbuch.

1770.

Sohn, reitze nicht durch deinen Witz die Thoren!
Die Warnung hat vordem mein Vater oft verlohren;
Lest auch, warum sein Wort bey mir so wenig galt?

Er, ohne falsch, wohlthätig, Gott ergeben;
Wenn ich nur Thoren reimend schalt,
Schalt gar, Juristen durch sein Leben.

* *

Wie mancher, würde mich um diesen Vers verklagen,
Dir Wund (*), den er nicht trifft, konnt ich ihn sicher sagen.

(*) Jetzo Kirchenrath und Professor zu Heydelberg.

XLVI.

Ueber ein Gedicht der Frau Karschinn.

Musenalman. 1770. 157. S.

Wie einst zum Salomo des Sůdens Kǒniginn
So reist Antonia zum großen Friedrich hin;
Nur konnte Sie wohl nicht mit Centnern Goldes kommen;
Die hatte Salomo vor kurzem selbst genommen.

XLVII.

Nachahmung einer bekannten Stelle Virgils.

Welch Volk, Thuiskons Volk! gesteht den Rang dir zu?
Der Wålsche, singt und mahlt vortrefflicher als du;
Witz, Zårtlichkeit, Geschmack, sich putzen, kochen, tanzen;
Und was noch Alles mehr? lernst du vom muntern Franzen;
Stolz geht des Britten Blick, auf alles Land umher,
Wo denkt man tief und stark? wo spricht man frey? wie Er!
Und du Germanien! ist was von dir zu melden?
Dankt dir Europa was? Regenten; Weise; Helden.

XLVIII.

Deutschlands gerettete Ehre.

1757.

Tief setzten sie den Deutschen unter sich!
Der eitle Gallier, der ungezähmte Britte;
Germanien, das längst den Spott zu schläfrich litte,
Zeigt beyden seinen Friederich.

Der Feind, verschmäht ihn erst, bis er, zu stark belehrt,
Den Helden schrecklich fand, den Sieger liebenswerth;

Der Freund, vergöttert ihn, beschämt durch Friedrichs Thaten,
Daß ihm, mit größrer Macht, bisher noch nichts gerathen. (*)

O König! Deutschlands Ruhm! Weßwegen zieht Dein Ohr
Vom Volk, das Du besiegst, die Sprache, Deiner vor?
Und warum zeigest Du, bey Deiner Feinde Menge,
Dem Gnade, der noch kämpft, dem Unterdrückten Strenge?

(*) Damals

XLIX.
Soldatenkrankheiten.

1760.

Auch wenn ihn Stahl und Bley nicht trifft
Quält sich der Krieger doch, durch mancher Krankheit Gift;
Den plagt das Fieber, den die Ruhr,
Der Gallier, braucht fluchend den Mercur;
Ein ängstlichwarnender und epidemscher Schmerz
Beklemmt ein andres Heer; Er heißt: ein klopfend Herz.

L.
Der französische Fuß.
(*pied de Roy*)

Des Königs Fuß, wär fast ein Fuß für Riesen,
Nie hat man Gallier gesehn
Auf solchen großen Füßen stehn:
Schnell, hat ihr Fuß sich oft gewiesen.

* *

Dio ringraziavan, ch'avea lor sì pronte
Gambe concesse, e piedi sì espediti.

Ariosto Orland. Fur. C. 27. St. 26.

LI.

Auf eine Predigt von der Liebe Gottes.

So kalt Molybdostom von Gottes Liebe spricht
Spräch er von Frauenliebe nicht. (*)

(*) Dieses könnte aus einem Sinngedichte Boursaults zusammengezogen seyn.

Quand l'Abbé de S... prêche
On baaille dès le premier Point
Il est vrai, qu'il ne touche point
Mais je sçai ce qui l'en empeche:
Lorsqu'il parle dans un saint lieu
Il toucheroit nos cœurs sans peine
S'il bruloit pour l'Amour de Dieu
Comme il brûle pour sa Climéne.

Lettres de Boursault (1698.) p. 157.

Wenn ich nur nicht das französische zehn Jahre später gelesen hätte, als mir das Deutsche eingefallen ist!

LII.

An einen Freund.

Glaubst du denn daß dein Witz Verläumdern furchtbar sey?
Wen schützt der blanke Stahl vor des Banditen Bley?

LIII.

Auf eine Einladung zu Anhörung einer Rede.

Freund, Deine Wissenschaft, Dein redlich Herz zu ehren
Erkenn ich stets für meine Pflicht;
Und lachen über Dich, will ich gewißlich nicht!
Deßwegen mag ich Dich nicht hören.

LIV.

Auf eine gedruckte Rede, die ich einigen Bekannten zum Lesen überschickte.

Des Lobes und des Dankes Pflicht,
Will euch der fromme Redner lehren:
Ihr, mögt es lesen, oder nicht,
Ich aber, ach! ich mußt' es hören.

LV.

Verwandlungen.

1755.

Zwo Nymphen flohn vordem, in ändernder Gestalt
Vom Phöbus, und vom Pan, die zärtliche Gewalt.
Die Magd, die Töffel hält, käm ihr dein Witz zu
Hülfe,
O Naso! würde sie zum Lorber oder Schilfe?

LVI.

Antwort.

Der dritten Nymphe Flucht vergißt der, der so
fragt;
Nicht Lorber oder Schilf, nein, Lotus, wird die
Magd!

LVII.

Aus dem Musenalmanache 1771.
138. S.

Das Gespenst. (*)

Den Geist des Stutzers Lisimon
Sah Phyllis jüngst, und floh davon.
„So flieht sie den, der einst ihr Zeitvertreib gewesen?
„Ihn, den noch jeder Ball, und jeder Spieltisch preist.
Sie hatte Recht, es war von seinem Wesen
Auch nicht der beste Theil, es war ja nur — sein
Geist.

(*) Der Verfasser ist E. bezeichnet.

LVIII.

Wahre Ursache von des Mägdchens Flucht.

Ich weiß es besser noch, warum sie so geflohn?
Sie wußte, was sie sah, war nichts vom Lisimon,
Ein feindliches Gespenst, erschien ihr, sie zu quälen;
Denn Stutzer, haben keine Seelen.

LIX.

Lange Weile im Himmel.

Im Himmel werden viel vor langer Weile gähnen;
Der, wird sich nach Tabak, und die, nach Charten, sehnen;
Ein jeder mißt wohl dort, was er am liebsten sah;
Für mich, sind ganz gewiß doch kleine Mägdchen da.

LX.

Wie man den Properz gefunden hat. (*)

Properzens Buch lag tief versteckt,
Im Keller hat man es entdeckt,
Und oben drauf ein Faß voll Wein:
Nein sprach Saufejus, mein Gedicht
Das ließ ich an der Stelle nicht,
Die nähm ich lieber selbsten ein.

LXI.

Die Besoldungen.

Was Iners hat, ward mir dreymal gegeben,
Darüber ärgert Iners sich:
Thut er, um nützlich hier zu leben
Den dritten Theil soviel als ich?

(*) S. Hambergers zuverläßige Nachrichten von Schriftstellern. I. Th. beym Properz.

LXII.

Ordnung der Weinbouteillen in meinen Keller.

Hier liegen sie, die Flaschen, in Dekaden,
Und sammlen sich, nur in Hekatontaden;
Aetherisch, hoch einher, würd erst mein Vers erklingen,
Könnt er von Myriaden singen!

LXIII.

Das Münzregal.

1760.

Durch Kipper die nur Bürger waren
Wuchs, schon vor neunmal funfzehn Jahren
Des Deutschen Krieges Leid:
Durch Görzens (*) Witz zum erstenmale
Ward falsches Münzen zum Regale
Und ist es noch zur Zeit.

(*) Der Angeber der schwedischen Münzzeichen unter Carl XII. Ich überlasse es den künftigen Geschichtschreibern des Münzregals, ob etwa zur Ehre meines Vaterlandes, vor Görzen ein sächsischer Canzler diese Erfindung gemacht hat, dessen Andenken noch durch die sächsischen Seufzer erhalten wird.

LXIV.

Ermunternde Kraft des Caffees.

Der Schlaf wird vom Caffee verdrungen!
Kann ein Beweis wohl stärker seyn?
Was Reimreich vom Caffee gesungen,
Las ich jüngst beym Caffee, und schlief dabey nicht ein.

LXV.

Auf einen Kupferstich.

Vulcan freuet sich über der Minerva Bildsäule, die er gemacht hat.

Die Jungfer dort, mit der umstählten Stirne,
Kam nicht aus göttlichem Gehirne,
Sie ist das Werk von eines Hahnreyhs Hand,
Wie mancher dicke Foliant.

LXVI.

Claus Narr und die Gänschen. (*)

Claus Narr, ließ manchen Spruch in seiner Einfalt
hören,
Der Kluge lacht dabey, und brauchet ihn zu Lehren.
Auch den; als er an eines Teiches Rand
Bey muntern, jungen Gänschen stand:

Ihr lieben Dingerchen! jetzt seyd ihr artig, klein,
Bald werdet ihr, nur große Gänse seyn.

Claus sagte laut, was ich oft schweigend fühlte,
Wenn ich mit kleinen Mägdchen spielte.

(*) Vom Claus Narren, sechshundertsiebenvndzwanzig Historien, seine schimpfliche Wort vnd Reden, die Ehrbare Ehrenleut Clausen abgemerkt vnd nachgesagt haben, zur Bürgerlichen vnd Christlichen Lehr, wie andere Apologen, dienstlich vnd förderlich. Mit lustigen Reimen gedeutet vnd erkläret. Frankfurt 1602; 8. 360. Seite.

LXVII.

Zwischen einem Reisenden und einem Bauer, auf einer Reise von G. nach L. 1756.

Der Reisende.

Was deckt ihr die Hütten mit Stroh? das wenig Jahre zerstäuben
Ein Ziegeldach bliebe den Enkeln noch stehn.

Der Bauer.

Für Enkel zu sorgen, muß Bauern vergehn,
Sorgt unser Junker doch nicht, wo seine Kinder einst bleiben.

LXVIII.

Auf jemanden der zu früh todt gesagt ward.

1769.

Die Fama, reicher noch an Zungen als an Ohren
Bereitet ihm zu früh sein Grab.
Noch wälzt er sich, durchs Paradis der Thoren
Den breiten, lustgen Weg, hinab.

LXIX.

Drey deutsche Heldengedichte.

Beym ersten muß man lachen;
Beym zweyten muß man gähnen;
Was aber bey dem dritten?
Wer Henker! kann das lesen?

LXX.

An jemanden, der die Abbildung eines Frauenzimmers nach * * zum Ansehen schickte.

1770.

Dein Mägdchen kannst du uns zum Ansehn leicht vertrauen,
Verleihn doch Männer hier zum Tanzen ihre Frauen.

LXXI.

Der von einem Buchhändler bezahlte Kuß.

A (†) 1755.

Verschieden ist der Küsse Preiß;
Für einen Kuß, den er der Frau genommen,
Verlegt er ihres Mannes Fleiß;
Konnt ihn ein Kuß wohl höher kommen.

LXXII.

Ueber ein musikalisches Vorspiel.

Leipzig 1756.

Das Saitenspiel klang trefflich schön,
Francisca (*) sang ein Meisterstück;
Zwar konnte man kein Wort verstehn,
Doch dieses war des Dichters Glück.

(†) Dieses A, heißt nicht: Anno.

(*) Die Sängerinn.

LXXIII.

Das Fernglas.

Kannst du dir nicht das Fernglas abgewöhnen,
So richt es nur nicht nach Climenen:
Sie glaubt, sie wird dadurch entehrt,
Auch, ist sie ja der Müh nicht werth.

LXXIV.

An Hr. G. (*)

Vom Rhingulph mußt du Deutsche fragen;
Was sollte Dir von ihm der Wende sagen?

(*) Er bekam in der Lausitz, einen Herrn von — aus des Barden Rhingulphs Vaterstadt zu sprechen. Begierig fragte er ihn: Was macht Herr Kretzschmar? — Der ist ist jetzo auf die Leipziger Messe gereist. Der Herr von — kannte nur einen Kaufmann dieses Namens.

LXXV.

An Herr Prof. Diez über die Namen seines Sohnes. (*)

1769.

Franz Karl, wenn er dich fragen kann,
Fragt, seine Namen ihm zu deuten.
Giebst du zum Schutzgott ihm den Borromäus an?
Soll ihn Assisens Seraph leiten?

Nein! zeig ihm einen Franz, den Gallien noch ehrt:
Ihn zu besiegen, war, nur Karl, der Deutsche, werth:

Die waren, groß an Geist, ihr Herz voll edler Triebe,
Empfindend für den Witz, empfindend für die Liebe.

Die zeige Deinem Sohn! Es trägt sie kein Altar;
Doch wünsch ihm einen Herrn, wie dieser einer war.

(*) Welcher nachgehends gestorben ist.

LXXVI.

An Mademoiselle R. S. D. (*)

So soll ich Dich, entzückend Fikgen, missen,
Das Unschuld nur, sonst nichts, zum Kinde macht!
Und soll nicht mehr die zarten Lippen küssen!
Aus denen Witz, von achtzehn Jahren lacht.
Dein sanfter Ernst, dein sittsam muntres Wesen,
Das allzu oft erwachsnen Schönen fehlt,
Der edle Trieb, mit so viel Lust zu lesen,
Als jener Fleiß groteske Tarocs zählt;
Dein gütig Herz, räumt was es selbst begehret,
Großmüthig Kind! des Bruders Wünschen ein,
Fühlt seine Pflicht, eh man sie ihm erkläret,
Braucht kaum belehrt, und nie vermahnt zu seyn.

Was mahl ich noch ein Bild das mich nur kränket?
Wenn Zeit und Ort, das Vorbild mir entzieht.
Sey dessen werth, was Dir die Vorsicht schenket!
Dem so viel Reitz, beglückter Jüngling! blüht.

(*) Sie war 1756 als ich Leipzig verließ, etwa acht oder neun Jahr alt.

LXXVII.

An die Charten. (*)

1759.

Ihr Blätter, wo in bunten Zügen
Gewinnsucht, Wohl und Weh erblickt,
Ihr gabt entfernt mir ein Vergnügen,
So ward durch euch kein Spieler noch entzückt.

Euch nahm — auf wiederholt Befehlen,
Sie, die nur aus Gehorsam spielt,
Zu lebhaft, Trümpfe nachzuzählen,
Beym Gil Blas lacht, in Athalien (†) fühlt.

Und, seufzend indem Sie euch faßte,
Sprach Sie: Käm Phaon doch herein,
Mich, wenn ich ihn auch noch mehr haßte,
Verhaßter Spiel! von dir nur zu befreyn!

(*) Ein Frauenzimmer mußte zuweilen mit ihrer Mutter, wenn es derselben an anderer Gesellschaft fehlte, Lombre spielen.

(†) Racines Tragödie.

LXXVIII.

An den Herrn v. Gerstenberg.

Gern las ich einst des braven Reuters Lehren (*)
Und kannte dich, im Ohle Madsen nicht;
Das Mittel sich so zu verstecken
Willst du es Staxen nicht entdecken?
Er läßt von Witz und Kunst, sich als Professor hören,
Doch merkt man, daß aus ihm der Muſketirer spricht.

LXXIX.

Auf einen Kunstrichter der in meinen Sinngedichten ängstlich gesuchten Witz sieht.

Nach Witze seh ich mich gewiß nicht ängstlich um!
Spricht Matz; und ohne Müh, schreibt er natürlich
dumm.

(*) Handbuch für einen Reuter, von Ohle Madsen, Reuter, Altona 1763.

LXXX.

Auf Herr Sam. Gotthold Langens Ausgabe, an ihn geschriebener Briefe.

Der Mann, den Klotz und Bodmer lieben, (*)
Edirt, für unsern Unterricht,
Was Mancher Ihm vorlängst geschrieben,
Nur Leßings Vademecum nicht.

(*) Haec, vtinam Viscorum laudet vterque.
Hor.

In der Anmerkung über Boileaus Ep. 7. v. 100; wird erwähnt, daß Boileau in diesem Verse Horazens eine verdeckte Schönheit gesucht; Er nahm an, die beyden Visci wären sonst in allen ihren Meynungen, einander entgegen gewesen. Vielleicht hat diese Nachricht Joh. El. Schlegeln zu folgenden Verse Anlaß gegeben:

Was Sachsen und die Schweiz mit einem Munde loben.

LXXXI.

LXXXI.

An die Fr. Hofr. Heyninn,

als Sie in einem Concerte von mir sogleich ein Sinngedicht verlangte.

1771.

Du, die den Werth von Witz und Tonkunst schätzet,
Für beyde fühlt, durch beyde selbst ergötzet;
Du weißt, gezwungen singt ein Virtuose nicht,
Warum befohlst du denn mir gleich ein Sinngedicht?

LXXXII.

Zweymal eilf Uhr.

1761.

Um eilf Uhr in der Nacht, könnt ihr zum Damon gehn;
Und er wird euch, bey ihm zu bleiben flehn:
Um eilf Uhr Vormittag, dürft ihr soviel nicht wagen,
Ihr möchtet ihn sonst aus dem Bette jagen.

LXXXIII.

Ein Grund, in die Kirche zu gehen.

An Hr. Prof. ...

Du meidest das Concert; Man drängt sich da so sehr;
O! so versäumest du die Kirche nimmermehr!

LXXXIV.

Die poetische Krönung. (*)

Dir, Gott der Dichter muß ichs klagen;
Sprach Hermann: Schönaich darf es wagen
Und singt ein schläfrig Lied von mir;

Sey ruhig! hat Apoll gesprochen
Der Frevel ist bereits gerochen
Denn Gottsched krönet ihn dafür

(*) Eine Person, die gewiß nicht wider den Krönenden und den Gekrönten partheyisch war, schrieb hierüber an eine vertraute Freundinn den 22. Aug. 1752; folgendergestalt: "Dergleichen Feyerlichkeiten, müssen vielleicht auf hohen Schulen nicht ganz in Verg ssenheit gerathen; Nur ich, ich möchte nicht die Person seyn, die sich dadurch unvergeßlich machte." Briefe der Fr. Louise Adelgunde Victorie Gottsched geb. Kulmus; II. Theil 106. Brief.

LXXXV.

Christ und Antichrist. (*)

Entscheidet ihr gerechten Richter,
Wer Deutschland mehr von beyden schmäht?
Der lehret: Opitz sey kein Dichter,
Bey dem: Ist Schönaich ein Poet.

(*) Der seel Prof. Christ in Leipzig behauptete in ganzem Ernste, was Opitzen als Dichter auf die Nachwelt bringen würden, wären nur die lateinischen Verse die Opitz gemacht hat.

Uebrigens schränke ich das was ich hier sage, nur auf des Hr. v. S. Poesie ein; Ich habe prosaische Abhandlungen von ihm gelesen, die mir Beyfall zu verdienen scheinen,

— — — et ma Muse discrete
Sait de l'homme d'honneur distinguer le Poëte.

Boil.

LXXXVI.

LXXXVI.
Hochzeitgedichte auf einen Gelehrten.

Vom Sejus wird gewiß, das Jahr ein Werk vollbracht;
Denn nunmehr nimmt er sich zur Arbeit, selbst die Nacht.

LXXXVII.
Deßgleichen.

Der erste Sohn, von Sejus künftger Jugend
Wie der gerathen wird, das weiß man jezt noch nicht;
Doch, erbt er nur, vom Vater eine Tugend,
So wird es ganz gewiß ein Kind das viel verspricht.

LXXXVIII.
Die Kinderzucht.

Ist Mopsens Kinderzucht wohl gut?
Das hab ich noch nicht recht erwogen;
Von Mopsen selbst, zeigt alles was er thut:
Er ist erschrecklich ungezogen.

LXXXIX.

Auf Rabnern.

Zu spotten, und uns arm zu machen,
Ist Rabners doppeltes Bemühn,
Man sieht ihn über Alle lachen,
Und Alle seufzen über ihn. (*)

XC.

An Rabnern.

Noch sterbend, wollte sich ein Steuerrath bekehren,
Und ließ der Armen Zahl, die er gemacht, ernähren:
An Thoren, welche Swift im Leben oft betrübt,
Hat er im Tode noch, ein Liebeswerk verübt.

Auch dein Gewissen, kann o Rabner einst erwachen!
Reicht dein Vermögen zu, zwo Stiftungen zu machen?

(*) Rabner war damals noch in Leipzig Steuerrevisor, sein Amt bestund mit darinnen, zu verhüten, daß die Bauern keine Güter besäßen, ohne von denselben die Abgaben zu entrichten: Er hatte aber dabey das Lob, so billig zu seyn, als nur seine Pflicht verstattete. Daher traf und beleidigte ihn die letzte Zeile nicht, so wenig als der Beweis, den ich ihm gab, daß ihm nächstens die Bauern singend entgegen kommen würden:

Cantabit vacuus coram latrone viator.

Seine Antwort auf dieses Sinngedicht war: Ich hätte es als Syndicus der Narren und der Bauern gemacht.

XCI.

Nach dem Schwedischen des Herrn Grafen Gustav Friedrich Gyllenborg. (*)

Rangordnung der Freunde. (**)

Viel Freunden weis ich meinen Werth,
Doch einem nur, werd ich die Schwäche zeigen:
Von mir wird mancher Freund, wie er verdient verehrt,
Doch, eines Denkungsart, die mach ich mir auch
eigen.

(*) Aus den Schriften einer schwedischen Gesellschaft der schönen Wissenschaften, von deren Schriften des 1. Theils zweyte Auflage zu Stockholm 1759. 8. herausgekommen ist.

Vitterhets Arbeten, utgifne af et Samhälle: Stockholm.

Die Frau von Nordenflycht, von der ich diese Sammlung erhalten habe, hat das meiste dazu beygetragen.

(**) Die beyden Verse die in dem Aufsatze zur Erinnerung des Hr. v. Behr Exc. stehen, sind auch aus ein paar Zeilen des Hr. Grafen nachgeahmt, die in angeführter Sammlung pag. II. befindlich sind.

XCII.

Ueber einige Verse des Brebeuf (*) von dem Volke, das die Schreibekunst erfunden haben soll.

Sein Witz, hat wie man sagt, zuerst die Kunst gelehrt
Durch die man Töne mahlt, bey der das Auge hört;
Gedanken sieht man nun, in tausendfachen Zügen
Geschwärzt und körperlich, auf weißen Blättern liegen.

XCIII.

(*) C'est de lui que nous vient cet art ingenieux
De peindre la parole, et de parler aux yeux;
Et par de traits divers de figures tracées
Donner de la couleur, et de corps aux pensées.

Lucanus.

Phoenices, primi, famae si creditur ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.

Diese Stelle ist schon beym Lucan eine kleine Ausschweifung, denn was geht es die phönizischen Soldaten an? daß ihr Volk die Schreibekunst erfunden hat? Würde man in einer Beschreibung von Carl des V. Kriegsheeren, folgende Stelle dulden:

Das Volk, durch dessen Kunst was jezt ein Weiser schreibt,
Bald, halb Europa lehrt, und für die Nachwelt bleibt,
Gab manchen Landsknecht her.

Wenn

XCIII.

Bey Zerstörung der französischen Lünetten vor Göttingen.

1763.

Hier, wo man sonsten Myriaden
Von lang und dicken Palissaden
Tief in noch engern Löchern sah,
Hier sind, erweitert nur, die leeren Löcher da.

Wenn bey einer solchen Gelegenheit das Volk soll geschildert werden, so muß es von der kriegerischen Seite geschehen, etwa statt der nur angeführten Zeilen, so:

Auch kam das Volk, das in der starken Hand
Den Donner führt, den es erfand.

Aber, wenn man dem Lucan nun noch anderthalben Vers zu gute halten will, wo von rohen Figuren, die den Schall beständig machen, geredet wird, so ist das Bild in des Brebeuf vier Zeilen, in denen nicht einmal der Name des Volks noch Platz gefunden hat, viel zu umständlich ausgemahlt, und nur so erträglich, wie es hier, auser dem Zusammenhange, erscheint, in den es nicht gehört.

XCIV.

Der Baron.

1761.

Mit Schönen, wie Johann ihm von der Straße
brachte;
Vertrieb sich der Baron zuweilen seine Zeit;
Die Wirthinn, eine Frau die klug und edel dachte,
Schalt ihn: Durch den Besuch wird ja mein Haus
entweyht!

„Madam! wollt ich mein Geld an ihre Töchter
wenden,
„So kriegt man sie ja nie aus der Franzosen
Händen?

XCV.

Die Zimmertaxe in Göttingen.

1764.

Bemüht hat Brunquells Fuß, die ganze Stadt durchirrt;
Gern schloß der Pursch Ihm auf, und ängstlich mancher Wirth;
Des Hauses Lag und Bau, und was hienein gehört,
Tapete, Spiegel, Tisch, bestimmt des Zimmers Werth.

Jüngst wollt Er einer Frau den Preiß geringer setzen;
Herr! sprach sie, lassen sich auch meine Mägdchen schätzen?

XCVI.

An meine Handlaterne.

Nach Abzug der Franzosen im October 1762.

Licht das ich sonsten trug, weil es der Feind gebot, (*)
Nun zwingt mich kein Befehl, daß ich dich weiter trage,
Doch daß ich ohne dich mich nicht zu gehen wage,
So häuft man mit Bedacht, auf dunklen Straßen Koth.

(*) Daß eine feindliche Besatzung in einer Stadt verlangt, es soll Abends niemand, der nicht zu ihr gehört, ohne Licht gehen, ist bekannt.

XCVII.

Grabschrift einiger Steine. (*)

O Fremder! wie du auch den Weg hieher genommen?
Du magst aus klein Paris (†), durch grüne Gärten, kommen,
So hast du, wenn du nicht, gar, fallend schon geflucht,
Gewiß doch falschen Grund, durch diesen Schlamm gesucht,
Und wünschest, daß doch hier in dem verdammten Wege
Zum Trost des Wanderers, vom Hainberg Marmor (††) läge!

Wiß!

(*) Ein Platz zu Göttingen, hinter der Mauer, an welcher das Observatorium steht, war vordem ein Garten. Die Franzosen hatten darauf Magazine und Backöfen erbaut. Nach wieder hergestellter Ruhe verscharrte der Mann, der den Platz wieder als Garten anbauen sollte, die Steine von den eingerissenen Backöfen, in die Erde.

(†) Eine Gasse in Göttingen.

(††) Marmor rude *Linn.*

Wiß! diesen ganzen Raum, soweit dein Blick sich
strecket,
Wir Steine, haben den, vor kurzem noch bedeckt.
Dem Feuer trotzten wir in ungeheuern Massen,
De Vaux der sie erschuf, hat bald sein Werk verlassen.

O Menschen! wie verführt euch Rach und Eifer
nicht!
Weil uns de Vaux gebraucht, mißgönnt ihr uns das
Licht.
Uns, die wir uns darauf, den Weg zu bessern freuten,
Uns würdigt euer Zorn nicht einmal zu beschreiten,
Höhlt mühsam Erdreich aus, darein ihr uns versenkt,
Daß Niemand mehr an uns, wir arme Steine! denkt.
Verdorrend, weil auf uns sich seine Wurzeln strecken,
Wird euren Enkeln uns vielleicht ein Baum entdecken.

Das Schicksaal das uns traf, o Fremder, weißt
du nun,
Laß den besprützten Fuß bey unserm Grabe ruhn,
Und gab dir die Natur, ein fühlend Aug zum Weinen,
Gönn eine Zähre nur: Der Welt entrißnen Steinen.

XCVIII.

Das Lob.

An Hr. B.

Der nie das Werk, allein den Autor, richtet,
Critodes, lobt was du gedichtet;
O! hätte man ihn doch, daß du es warst, belehrt!
So wär dein Lied nicht durch sein Lob entehrt.

XCIX.

Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen!
Doch, manche Critici! die bleiben immer Jungen.

C.

Zu Ausfüllung des Platzes. (*)

Zwo Zeilen setze man an diese Stelle her!
Sonst bleibt sie, wie der Kopf des Herrn Kritodes
leer.

CI.

Ueber den Eintritt der Venus in die Sonne den 3. Jun. 1769.

Für einen Horizont in Deutschland.

Ich thäte selbst, wenn ich Cytheren hätte,
Was Phöbus thut; Er geht mit ihr zu Bette.

(*) Manche Sinngedichte von K. scheinen im Musenalmanache, nur zu Ausfüllung des Platzes da zu stehn.
... Bibl. a. B. o St. o S.

CII.

Ueber St. Evremonds Gedanken, Aeneas habe sich besser geschickt einen Mönchsorden, als ein Reich zu stiften.

1754.

Aeneas könnte leicht ein Ordensstifter seyn;
Denn, einen gab er an, da trät ich selbst hinein;
Verlangst du Freund, daß ich ihn dir erzähle?
Der Orden unsrer Frau zur Höhle. (*)

(*) Speluncam Dido, dux et Troianus eamdem
Conueniunt.

Virg.

CIII.

Uebersetzung in Verse einer Stelle aus Hübners poetischen Handbuche. (*)

„Und reimte man nun auch nicht mehr!
„Was würde man sich denn ersparen?
„Denn wo wir ietzt zufrieden Reime sehn,
„Da müßten doch alsdann Gedanken stehn!

So meynte Hübner einst, und Denken, fand er schwer.
Der gute Mann! lebt er in unsern Jahren,
Er würde tausend Dichter sehn,
Die Reim und Denken sich ersparen.

CIV.

Auf Herrn Basedow.

Vielleicht ist Basedow, ein Irrender, ein Ketzer;
Doch redlich, Menschenfreund, kein Prahler, und kein Schwätzer.

(*) Leipzig 1720. 1. Buch 1. Cap. 13. §.

CV.

Auf eine Degenklinge. (*)

Entblösse mich nicht eh, bis Pflicht, und Ehre, zwingen;
Dann, sollst du ohne Blut mich nicht zurücke bringen.

CVI.

Was Hippokrene auf Deutsch heißt.

Ein Gallier, der gallisch nur verstand,
Und das allein, reich, stark, und zierlich fand,
(Das Deutsche, hat er stets, durch schalen Spott entehrt,
Weil ihn für dieß Verdienst, ein deutscher Hof ernährt)
Den bat ich: Nennt mir doch auf gallisch Hippokrene;

„Herr Deutscher, könnt ihr mich im Ernst so seltsam fragen?
„Der Gallier behält die griechschen Töne"
Nun wohl Monsieur, wir, können Roßbach! sagen.

(*) Lateinisch liesse es sich kürzer sagen:
Nec stringas temere, nec me sine sanguine condas.

CVII.

Auch davon.

Die Gallier, daß sie von Roßbach an
Eilfertig stets den Weg zurück genommen,
Das hat des Deutschen Kraft gethan:

Und, wenn nicht mit bey ihrem Heere
Auch deutsche Kraft gewesen wäre,
Sie wären nie nach Roßbach hingekommen!

CVIII.

Der tapfre Töffel.

Philippen, der ihm nichts gethan
Lief jüngst mit wutherfülltem Blicke,
Und mit geballter Faust, der tapfre Töffel an;

Und kam mit blutgem Kopf zurücke;
Darüber lachte Fritz; den wird erst Töffel schlagen!
O nein! Er heult: Ich wills der Mutter sagen.

CIX.

An jemanden der einen jungen Herrn nach Frankreich und Engelland als Dollmetscher begleitete.

Viel Kluge gaben ihm zu seiner Reise Geld,
Damit gieng Mylius verlohren (*)
Daß dich sein Schicksaal nicht befällt,
So reise du, auf Kosten Eines Thoren.

CX.

Auf einen Bibelübersetzer.

Wenn Er, von den, die Luther nicht gefragt,
Von Hagars Enkeln, lernt, was Jacobs Gott gesagt,
So würde Luther selbst, Ihn lehrbegierig hören,
Doch, richtig, edel, deutsch; Das müßt' Ihn Luther lehren!

(*) Vermischte Schriften (Alt. 1755.) 153; 182. S.

CXI.
Reisende Deutsche.

1760.

Der Edelmann, der reiche Kaufmannssohn,
Spielt in Paris den Grafen und Baron;
Lernt da sein Geld mit Artigkeit verzehren,
Und Frankreich leckt die deutschen Båren. (*)

Bårinnen reisen nicht! welch grausames Verbot!
Doch Frankreichs Hóflichkeit hilft Ihnen aus der Noth,
Manch Heer von seinen Heldensóhnen
Kómmt über unsern Rhein, und leckt die Deutschen
Schónen.

CXII.
Ueber Leßings Buch wie die Alten den Todt gebildet.

Der Griechen Todt, das war ein Genius;
Doch, der die Zåhne bleckt, mit seiner Sense droht,
Das Mordgeripp! ist unsrer Dichter Todt,
Ein bóser Criticus.

(*) Eine bekannte franzósische Phrasis.

CXIII.

Zweyerley Zeitrechnung.

Aus dem Spanischen. (*)

Ach! daß Jahre voll Vergnügen
Schnellen Winden gleich verfliegen!
Einen Augenblick voll Leid,
Macht der Schmerz zur Ewigkeit.

(*) Gil Blas von Santillane, hörte diese spanischen Verse im Thurme zu Segovia singen, als er da gefangen saß. Ich habe den Gil Blas einmal gehabt, und verlohren, ein andermal gehabt und weggeschenkt, daher kann ich das Original nicht herschreiben.

CXIV.

Rußische Ehrennamen.

Die Mundart Galliens, nennt oft der Fremde schön;
Und kann darinn, nur fluchen, oder schmähn;
Doch, aus der rußischen, weiß ich nur Ehrentitel;
Als: Zaar, Bojar, Knees, und Utschitel.

CXV.

Auf einer Schreibetafel.

In der Hand meines Bildes. (*)

Sorgt ja, daß auch von euren Zügen
Ein gutes Bild der Nachwelt übrig ist:
So sieht sie euch, Autoren, mit Vergnügen,
Wenn sie euch lange nicht mehr ließt.

(*) Von Hr. G. Tischbein gemahlt. 1770.

CXVI.

An Herrn Dyk.

Ueber das Kupfer vor der Bibl. der schön. Wiss. 1. B. 1. St. Leipz. 1757.

Als wäre sonst dein Buch nicht schön gewesen,
Muß Hagedorn, verpelzt beym Titel stehn:
Die Dichter, Freund! Die gieb uns nur zu lesen;
Doch ihre Mägdchen laß uns sehn.

CXVII.

Abaris. (*)

Vom Abaris, den ietzt fast niemand kennt
Der auf Apollens Pfeil die halbe Welt durchflogen,
Hat man vor dem so viel gelogen;
So sey mir auch von ihm ein Mährchen jezt vergönnt.

Athen

(*) In ein deutsches Buch geschrieben, das ich 1762. einem französischen Officier der in Göttingen Deutsch gelernt hatte, dem Gr. v. C * ç * schenkte.

Athen hört' ihn bewundernd an,
Denn attisch war an ihm, selbst Ausdruck, Witz, und Sitten,
In Versen sprach sogar der Mann!
Ists möglich? können das denn Scythen?

O ja! dem Scythen auch, ist muntrer Witz verliehn;
Doch Wahrheit ohne Schmuck, hat immer Reitz für ihn;
Fleiß, Einsicht, Gründlichkeit, sind seines Geistes Gaben
Und dankbar, nennt er die, die ihn geleitet haben:
Oft, Griechen, putzt ihr aus, was erst ein Barbar fand,
Wenn ihr mich loben wollt, so schimpfet nicht mein Land!

Und das, in Gallien, wo man ihn ließt, zu sagen,
Ist Gellert viel zu fromm, doch Rabner wird es wagen.

CXVIII.

In ein Exemplar meiner vermischten Schriften.

(Altenb. 1755.)

1769.

Ein Richter, den nichts blenden kann,
Vor dem Voltäre zittern müssen,
Prüft bald mein Buch, und tadelt nichts daran;
Er heißt: Des Sterbenden Gewissen.

I.

Visurgis et Sala de pugna ad Rosbacum;

Dum dolet Arminium sibi non superesse Visurgis, (*)
Haec Sala: Gallorum spumescens laeta cruore,
Vincere Fridricum vidi, qui Caesare maior,
(Nam victrix placeat Friderici caussa Catoni!)
Sacrorum vindex, libertatisque triumphat.

II.

Statua

a militibus, obsidione Dresdensi cedentibus comminuta, loquitur.

Ornatum Dominam misit me Graecia Romam,
Intactam Romae liquerat ipse Gothus;
Victorisque feri, cui bis tamen ira pepercit
Prussi, haud victoris, crimine iam pereo.

(*) Nondum tunc apparuerant Guelfici Heroes.

III.

Sur une Dame

à laquelle un officier des mineurs réprochoit ſon commerce avec des officiers d'artillerie.

1762.

De la malheureuſe Aricie
Je dirai la faute au lecteur;
C'eſt, que tombant trop tôt, et ſous l'Artillerie
Elle ne laiſſa pas attacher le Mineur.

IV.

Friderico Platnero I. V. D.

Lipſiae 1755.

Non poteras magnum Medicus ſuperare parentem
Vt maior fieres, Sacra colis Themidos.

Veracem eſſe decet pium Poetam.
Ipſos verſiculos, nihil neceſſe eſt.

V.

V.

De Othone aereo.

1760.

Aereus est nobis, vix vnus et alter Othonum
* * * contra, nouimus innumeros.

VI.

Priapus

nomen suum male pronunciantibus minatur.

E longo, Priapum qui me fecere Priapo
Efficiam, media sint quoque parte breues!

VII.

Original.

Ouid. Met. L. I. v. 84.

Pronaque cum spectent animalia cetera terram
Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Iussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Parodie.

Pronaque cum sugant animalia vetera lymphas
Os homini sublime dedit, descendere vinum
Iussit et erectos cyathis obuertere vultus.

VIII.

Original.

Vixi puellis nuper idoneus
Et militaui non ſine gloria
Nunc arma, defunctumque bello
Barbiton, hic paries habeto.

Hor.

Nachahmung.

Vixi Thaliae nuper idoneus,
Riſique multos, non ſine gloria,
Nunc, arma, defunctumque flagrum
Ictibus, hic paries habeto.

Verbesserungen in den ersten Bogen,

die der Verfasser vor Ausfertigung des Werks zu sehen bekommen hat.

Seite	Zeile	statt	lese man
7	12	der erste ist	der ist
	16	wir begreifen	wir nicht begreifen
15	11	der	dem
32	13 — 15	ältere . . . durchzublättern	jüngere Plinius, sagt im 16. Briefe des III. B.
101	1	einen Vortrag	einem Vortrage
	5	ungerechten	ungerechtem
103	10	überdächte	aber, dächte
	20	beurtheilt	beurtheilte
105	6	kann	können
	8	bey	in
102	4	dem G	den g
		Reiche	Reihe
113	18	beobachtet	beobachten
131	20	ostendare	ostendere
192	5	zur	zu

Mehrere Versehen, wie einige der angezeigten, wo m und n sind verwechselt worden, oder ein e vielleicht nicht vom Setzer sondern vom Abschreiber, ist vergessen worden, wird der grammatische Leser leicht selbst verbessern; Und der, welcher etwa zu sehr schöner Geist oder Kunstrichter nach der Mode ist, um Grammatikus zu seyn; wird sie nicht anstößig finden.

K.

Kästner, Abraham Gotthelf, / Bremer, Benedict, / Sysang, Johanna Dorothea,

Vermischte Schriften

Bd.: Zweyter Theil

1772

Coburg, Landesbibliothek -- D II 3/51
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940096-1